

Gerhard Holtz-Baumert

Alfons Zitterbacke: Geschichten eines Pechvogels



Guten Tag!

Ich heiße Alfons Zitterbacke und bin so alt wie ihr. Und nun werdet ihr fragen, wie ich dazu gekommen bin, ein Buch zu schreiben; dabei sind meine Aufsätze gar nicht so gut. Aber das kam so: Eines Tages ging ich zum Kinderbuchverlag. Ich hatte die Robinson-Zeitung gelesen und wollte am Preisausschreiben teilnehmen. Damit meine Einsendung nicht verloren geht bei der Post, ging ich selber hin.

Unten im Kinderbuchverlag saß ein Mann.

«Guten Tag», sagte ich, «ich möchte zu Robinson, etwas abgeben.»

Der Mann sah in einer Liste nach. «Arbeitet bei uns nicht.»

«Natürlich», sagte ich ärgerlich. «Robinson ist hier im Kinderbuchverlag.»

Aber der Mann wollte mich nicht durchlassen. Ich wurde rot. Immer wenn ich ärgerlich werde, werde ich rot.

Ich wusste gar nicht, was ich sagen sollte. Zum Glück kam gerade eine schöne junge Dame vorbei.

«Kollegin», sagte der Mann unten, «dieser Junge will unbedingt zu Robinson. Arbeitet der Kollege vielleicht in der Buchhaltung?»

Doch die Kollegin lachte nur und nahm mich gleich mit.

«Klar gibt's Robinson», sagte sie und blinzelte mir zu, «sitzt im dritten

Stock; ich bring dich hin.»

Ich freute mich und sagte, ganz wie mir Mama immer gesagt hat, ich soll mich bei fremden Leuten vorstellen:

«Ich heiße Alfons Zitterbacke.»

Die Kollegin war so nett und sagte: «Und ich heiße Zweu.»

Ich freute mich und sagte, ganz wie mir Mama immer gesagt hat, ich soll mich bei fremden Leuten vorstellen:

«Ich heiße Alfons Zitterbacke.»

Die Kollegin war so nett und sagte: «Und ich heiße Zweu.»

Die Dame Zweu (Mama sagt, fremde Frauen sind immer Damen) wollte laufen. Ich sah aber, dass ein Fahrstuhl da war. Ich wollte lieber fahren.

«Gut», sagte die Dame Zweu, fahren wir Fahrstuhl, und du kannst ihn steuern.»

Ich machte die Tür zu und drückte auf ein paar Knöpfe. Es ging aufwärts.

«Viel schöner als auf dem Rummel», sagte ich, «ich bin noch nie in so einem prima Fahrstuhl gefahren.»

Dabei drückte ich aus Versehen noch auf einen Knopf. Da gab es einen Knall und der Fahrstuhl stand. Die Dame Zweu war ganz blass geworden. Ich bekam auch Angst, weil es so dunkel war im Fahrstuhl.

Ich fragte: «Stürzen wir jetzt vielleicht ab?»

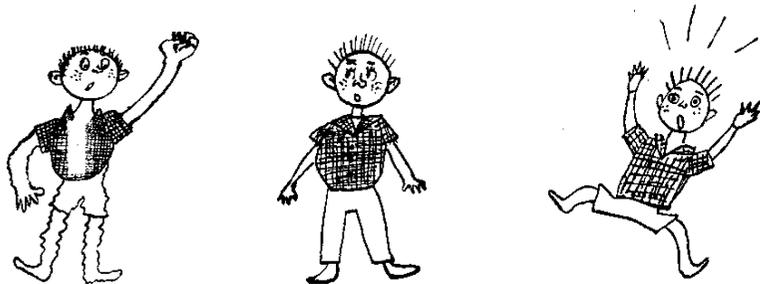
Die Dame Zweu hörte gar nicht auf mich, sie drückte immerzu an den Knpfen herum, doch der Fahrstuhl stand fest.

«Aus! Jetzt können wir lange hier sitzen», sagte sie endlich ganz traurig.

Ich hatte mich schon beruhigt. Vielleicht musste die Feuerwehr kommen und uns mit einer Leiter retten, ich wollte nämlich gern mal auf einer Feuerwehroleiter sein, das hatte noch keiner in meiner Klasse geschafft. Hauptsache, wir stürzen nicht ab.

«Haben Sie was zum Essen mit», fragte ich, «wenn's lange dauert?»
«Ach du lieber Himmel», sagte die Dame Zueu, «ich habe doch eine wichtige Sitzung!»
«Schlimm?», fragte ich.
«Und wie, unser Direktor ist doch so sehr pünktlich.»
Ich sagte: «Die Lehrer bei uns in der Schule auch.»
Die Dame Zueu bummerte gegen die Wand und rief: «Ich muss doch zur Sitzung, hilft uns denn keiner?»

«Seien Sie nur ruhig», sagte ich, «ich wollte auch mein Preisausschreiben abgeben, und wenn wir jetzt hier zwei Tage sitzen, schaffe ich den Termin nicht und kriege vielleicht keinen Preis.»
Es war eine ganze Weile still.
Die Dame Zueu sagte: «Erzähl mir doch was, Alfons, wir sind eben wie Robinson auf einer Insel und müssen uns die Zeit vertreiben.»



«Gut», sagte ich; ich kam mir richtig vor wie Robinson in seiner Höhle.

Und nun erzählte ich ihr was. Zuerst die Abenteuer mit meinem Wellensittich und wie ich immer wegen meinem Namen Ärger habe. Und weil ihr das gefiel, erzählte ich die Sache mit Schlange und dem Streuselkuchen auf der Schulter, auch den Aprilscherz und den Ärger mit dem Taschenmesser und alles andere.

Die Dame Zueu hat laut gelacht und gerufen: «Das machen wir, Alfons, das machen wir.
Ich hab gar nicht richtig verstanden, was das bedeuten sollte. Aber sie ließ nicht locker, ich musste ihr noch die Sache erzählen, wo Onkels Emaillekanne eine Briefmarke wurde. Auf einmal ruckte der Fahrstuhl an, es wurde hell, und wir sausten nach oben. Vor dem Fahrstuhl warteten schon zwei Herren. Ein Herr, der aussah wie ein Lehrer, und ein kleinerer mit einer Brille und ganz scharfen Augen.

Der erste Herr sagte: «Kollegin Zueu, wir hatten Sie doch zu Punkt zwei Uhr bestellt.» Und er zog seine Taschenuhr und sah mit gefurchter Stirn darauf.
Sie flüsterte: «Unser Direktor.» Ich sagte: «Verzeihung, Kollege Direktor, aber schuld bin ich, das kann ich bezeugen.»
Der jüngere Herr mit der Brille sagte zu mir: «Wir haben dich nicht gefragt, mein Junge, warte, bis du dran bist.»

«Aber Kollegen», sagte meine Freundin, «das ist doch Alfons Zitterbacke.»
«Na und?», sagte der kleinere Herr mit der Brille und lachte höhnisch.
Der Direktor sah noch immer auf die Uhr und sagte leise:
«Ich muss doch sehr bitten!», und zog die Dame Zueu einfach mit.

So, nun sitze ich hier im Kinderbuchverlag und schreibe vor Lange-
weile alles auf, was ich eben erzählt habe. Ich gehe hier nicht eher weg,
bis die Dame Zueu wiederkommt und ich mein Robin-
son-Preis ausschreiben losgeworden bin. Ganz schön, denke ich wütend,
erst im Fahrstuhl einsperren, alles erzählen lassen, und nicht einmal
eine Limonade haben sie für einen übrig.



*Ich habe immer
Ärger
mit meinem Namen*

Wer mich kennt, weiß, dass ich mich nicht gern keile. Ich bin still und
suche keinen Streit.

Neulich habe ich mich aber gekeilt und dann noch viel Ärger mit den
Erwachsenen gehabt. Alles wegen meinem Namen. Alfons ist schon
schlimm genug.

Die in der Klasse finden Alfons komisch und nennen mich oft Al-
fonsius. Zitterbacke ist aber noch viel schlimmer. Wenn ich mich we-
nigstens mit C schreiben würde oder mit K, aber richtig wie Zittern und
richtig wie Backe. Das finden alle ganz und gar komisch. In der Klasse
wiehern sie dauernd, und wenn ein Lehrer zum ersten Mal zu uns
kommt und ich ihm meinen Namen nenne, muss er auch lächeln.

Am schlimmsten sind die Kinder in meiner Straße. Die rufen mir immer
hinterher «Zitterbacke – Hühnerk...» (das, was sie rufen, kann ich ei-
gentlich gar nicht aussprechen). Aber weh tut's, wenn man das hört. Ich
laufe dann die Straße entlang, pfeife mir eins und überlege mir Namen,
wie ich heißen könnte: Alfons Zeppelin, Alfons Müller, meinetwegen
auch Alfons Knebelbart, aber Zitterbacke...?

Da ging ich nun, und die aus meiner Straße riefen wieder hinterher
«Zitterbacke – Hühnerk...»

Nein, ich konnte es nicht mehr überhören. Ich drehte mich um, schrie

etwas, was ich vergessen habe, fuchtelte wütend mit den Armen. Da setzte der Chor erst richtig ein, sogar die Kleinen aus der ersten Klasse fingen an. Ich rannte ein Stück. Alle hinterher. Sie lachten und schrien. Ich blieb stehen. Da blieben sie auch stehen. «Zitterbacke – Hühnerk...»

In diesem Moment kam ein kleiner Junge, vielleicht vier Jahre alt, der hatte gehört, was die anderen riefen. Er stellte sich neben mich hin, lachte und sagte ganz deutlich, wie er es von den anderen gehört hatte: «Zitterbacke...» Er kam nicht weiter. Ich haute ihm eine an. Nicht zu doll, aber doch so, dass es klatschte. Ehe ich mich versah, klatschte es bei mir ebenso. Das war die Mutter von dem Jungen.

«Schämst du dich nicht», sagte sie, «so ein großer Junge und haut den Kleinen», und wieder hatte ich eine.

«Hat er dir denn was getan?»

Schon kamen andere hinzu. Die Kinder, die mich dazu angestachelt hatten, waren verschwunden. Aber die Erwachsenen standen herum, mich wütend von oben ansehend.

«Er hat den Kleinen gehauen... er vergreift sich, so ein Lauser!»

Ich dachte mir, wozu antworten, sie reden daher, wie es ihnen einkommt, und verstehen überhaupt nichts. Wenn ihnen nun einer mal so ein Wort hinterherrufen würde? Da entdeckte ich Freddi, den Frechsten aus unserer Straße, hinter einem der Großen. Ganz leise, unhörbar formte er mit seinen Lippen die Worte «Zitterbacke – Hühnerk...» Ich drohte mit der Faust. Freddi schwand. Aber die Leute gerieten außer sich.

«Er hat noch nicht genug, seinen Eltern werden wir es erzählen.»

Ich machte, dass ich wegkam.



Abends sagte ich zu Papa: «Mein Name gefällt mir nicht mehr.»

Papa sagte: «Was du bloß hast, viele heißen nicht so. Schulze kann jeder heißen, aber Zitterbacke...»

Wenn man so groß ist wie Papa, kann man auch Zitterbacke heißen, aber wenn man zehn Jahre alt ist, kann man sich schon über seinen Namen ärgern, und dann rutscht einem eben die Hand aus.

«Zitterbacke», murmelte Papa noch beim Essen. «Der Name passt dir nicht – so!» Ich sah, wie er ärgerlich wurde.

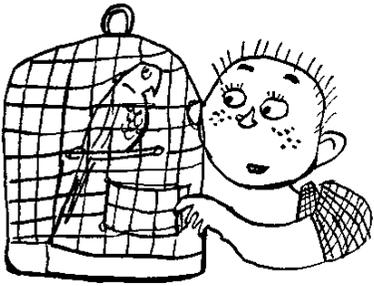
«Wachse erst mal richtig, wir Zitterbackes sind alles große Kerle, aber du bist nur ein dünnes Komma. Wenn du dich doch bloß mal richtig prügeln würdest, wie wir Zitterbackes es als Jungs immer getan haben, aber du?» Wenn du wüsstest, dachte ich, mir brennen noch die Maulschellen auf der Backe. Nein, ich kann meinen Namen nicht leiden.

*Was mein Wellensittich Putzi
und ich
ertragen mussten
Teil I*

Von Tante Sigrid bekam ich zum Geburtstag einen Wellensittich geschenkt. Es war mein schönstes Geschenk. «Danke», sagte ich, «jetzt habe ich einen schönen Vogel.» Ich nannte ihn Putzi und nahm mir vor, ihn zu zähmen und ihm das Reden beizubringen. Gleich am nächsten Tage wollte ich damit beginnen.

Mama war einkaufen gegangen. Ich stellte mich an das Vogelbauer und öffnete ganz vorsichtig die kleine Gittertür. Ich wollte Putzi bloß in die Hand nehmen, damit er sich an meinen Geruch gewöhnt. Es heißt doch, Tiere erkennen ihr Herrchen am Geruch. Ehe ich leise zugreifen konnte, war Putzi schon draußen.

Er kreiste in der Stube herum. Je mehr ich hinter ihm her war, desto schneller wurde er. Setzte ich mich hin, setzte sich Putzi auch hm – auf die Gardinenstange. Schlich ich näher, tanzte Putzi hin und her, und ehe ich ran war, flog er los. So beobachteten wir uns eine ganze Weile.



Da klingelte es. Ich lief in den Korridor. Putzi hinter mir her. Er saß auf dem schwarzen Gasometer. Ich dachte, wenn ich jetzt die Wohnungstür aufmache, ist Putzi draußen, und ich kriege ihn nie wieder. Also fragte ich: «Wer ist denn da?»

«Der Gasmann, Junge, ich komme kassieren.» Ach ja, Mama hatte mir das Geld schon auf dem Küchentisch zurechtgelegt.

Ich rief durch den Briefschlitz: «Einen Moment bitte!», und ging ins Zimmer zurück. Putzi flog hinterher. Blitzschnell drehte ich mich um, rannte hinaus und schloss die Tür. Doch Putzi schwirrte schon wieder im Korridor herum.

«Na warte», sagte ich, «mach mal Kusch, Herrchen befiehlt!»

Aber Putzi kam nicht vom Gasometer herunter. Da ging ich zur Zimmertür und steckte den Kopf hindurch. War Putzi drin, wollte ich sie einfach zumachen. Putzi aber flog nicht.

«Nun mach endlich auf, Junge, ich habe keine Zeit», sagte der Gasmann hinter der Wohnungstür.

«Einen ganz kleinen Augenblick bitte noch», rief ich ihm durch den Schlitz zu. Ich wusste wirklich nicht, was ich machen sollte. Ich versuchte den Trick noch einmal. War ich in der Stube, war Putzi auch in der Stube. Sauste ich in den Korridor, war Putzi schon eher im Korridor.

Ich ging zur Tür.

«Leider kann ich Ihnen nicht aufmachen, mein Putzi spielt verrückt», rief ich.

«Machst du auf oder nicht?», fragte der Gasmann böse.

Er klopfte und klingelte. Ich hörte den Gasmann polternd weggehen. Wenn das Ärger mit der Gasfabrik gibt und sie uns den Hahn zudreht, weil wir nicht bezahlt haben, kann Putzi was erleben. Ich nahm einen Besen und jagte ihn ordentlich. Leider stieß ich dabei an das große Foto, wo Mama und Papa Hochzeit drauf haben. Es fiel auf die Erde und zersplitterte ein bisschen. Putzi flog bei der Jagd gegen eine kleine Blumenvase und goss das ganze Wasser über unser Büfett. Ich sprang aufs Sofa, Putzi setzte sich auf den Schrank.

Draußen schloss es, Mama kam. Wenn sie jetzt in die Küche geht und dann hier hereinkommt, fliegt mir Putzi weg, denn in der Küche steht das Fenster auf. Ich hielt die Zimmertür zu. Mama klinkte und rüttelte. «Lass die Spaße, Alfi», sagte Mama im Korridor.

«Ist doch kein Spaß, Mama, lass die Tür bitte zu», bat ich. Mama drückte weiter.

«Bitte die Tür zulassen, es geht um Putzi!», schrie ich.

Mama rüttelte nicht mehr an der Klinke.

«Putzi fliegt mir weg, wenn du aufmachst.»

Mama ging in die Küche.

Putzi saß auf der Gardinenstange. «Jetzt ist es genug», schrie ich wütend. Ich kroch auf den Schrank, kraxelte am Ofen hoch und sprang vom Sofa auf den Tisch – ich schaffte Putzi nicht.

Gerade lag ich auf dem Schrank und musste wegen dem Staub niesen, der oben war, als Mama hereinkam. Zum Glück saß Putzi auf dem Ofen und sah mich misstrauisch an, sodass er nicht die offene Tür bemerkte. Mama schloss schnell die Tür und sah aber niemand.

«Ich bin hier oben», rief ich leise vom Schrank.

Mama erblickte mich und schlug die Hände zusammen. Sie sah ganz traurig auf die schief hängenden Gardinen, das abgefallene Bild, die umgekippte Vase – auf alles.

«Ich krieg ihn nicht», sagte ich, «was soll man da machen?»

Ich fuchtelte mit dem Besen herum, und Putzi sauste wie ein Propeller durch die Stube und blieb auf dem Ofen sitzen. Mama half mir jetzt, Putzi zu fangen. Ich jagte ihn hier, sie ihn da. Zum Glück war es Mama, die die Tasse vom Tisch herunterriss. Wenn ich das gewesen wäre!

«Wir kriegen ihn niemals», sagte ich, und mir war ganz weinerlich zumute. Ich sah Putzi schon irgendwo davonfliegen und sich mit den Spatzen und Amseln zanken.

Eine Stunde später kam Papa. Er kam an die Tür; diesmal hielt Mama zu.

«Bitte nicht aufmachen, Paul», sagte sie, «Putzi ist los.»

«Bitte warten», rief ich vom Ofen herunter. Papa murmelte etwas von Hunger und sich ausziehen wollen. Mama sagte durchs Schlüsselloch: «Schließ alle Türen.»

Papa tat es.

Dann durfte er hereinkommen. Wie vorhin Mama, blieb Papa jetzt entsetzt stehen. Er schüttelte den Kopf und strich Mama den Staub vom Gesicht.

«Ich dachte, ihr habt eine besondere Überraschung für mich», sagte er, «dabei macht ihr bloß unsere Wohnung kaputt.»



«Du musst uns helfen, Papa», sagte ich.

Papa reichte mir die Hand nach oben auf den Ofen und sagte:

«Da ist doch nichts Besonderes dran.»

Papa nahm den Futternapf und zeigte ihn Putzi. Der saß wieder auf der

Gardinenstange. Als er den Futternapf sah, hüpfte er aufgeregt hin und her.

Papa stellte den Futternapf in das Bauer. Putzi drehte eine Runde, kletterte vorsichtig durch die Tür in den Käfig. Papa hakte zu. Papa war stolz. «Und jetzt beginnen wir mit den Aufräumungsarbeiten», sagte er. Putzi fraß seine Körnchen, und wir räumten noch bis zum Abend auf. Nachher hatten wir alle einen großen Hunger.

Kurz vor dem Schlafengehen entdeckte Mama, dass das Gasgeld noch auf dem Küchentisch lag.

«War der Gasmann nicht da?», fragte sie mich. Ich las gerade die ABC-Zeitung und versteckte mich dahinter.

«Ich weiß nicht», stotterte ich, «er muss wohl wieder weggegangen sein.»

Eine Woche später kam ein Brief von der Gasfabrik. Der Gasmann beschwerte sich, dass er nicht hereingelassen worden war, und dass Familie Zitterbacke das Geld nicht bezahlt hat, und wenn das nicht binnen drei Tagen gemacht wird, gibt es kein Gas.

Das war gemein. Mama wollte mich gerade fragen, wieso denn der Gasmann nicht hereingekommen war; doch in diesem Augenblick hatte Putzi die Tür seines Vogelbauers aufbekommen und schwirrte durchs Zimmer. Ich machte mich gleich auf die Jagd. Nun konnte Mama mich nicht mehr fragen.

Sie rief ängstlich: «Vorsicht! Das Bild! Vorsicht! Die Vase! Vorsicht! Die Tasse!»

Morgen schreibe ich an die Gasfabrik und sage, dass mein Wellensit-

tich Putzi an allem schuld ist. Das soll nun ein schönes Geschenk von Tante Sigrid sein!



Teil II

Ich hatte gehört, dass Wellensittiche gut sprechen können. Mein Wellensittich Putzi sollte auch sprechen.

Erst wollte ich ihm Deutsch beibringen. Dann sollte er noch mit mir zusammen Russisch lernen.

So fing ich an, Putzi das Sprechen beizubringen. Ich setzte mich vor sein Bauer und sagte: «Mein lieber Putzi, pass mal auf, das Spielen hat jetzt ein Ende, jetzt wird fleißig gelernt, hast du Lust dazu?»

Ich guckte ihn genau an. Vielleicht würde er etwas sagen oder tun. Putzi war nämlich sehr klug und zahm geworden. Putzi hatte aber keine große Lust zum Lernen. Er kletterte zum Fressnapf und begann zu fressen.

«Erst arbeiten – dann essen», sagte ich.

Putzi gehorchte nicht. Na, unsere Lehrer sind ja auch geduldig mit uns. Ich wartete, bis er satt war, und begann.

«Sprich mir mal nach ‚ich heiße Putzi Zitterbacke‘.»

Putzi flatterte ein bisschen herum und krächzte zweimal.

Ein guter Anfang.

«Brav», sagte ich, «nun noch einmal. ‚Ich heiße...»

Putzi kreischte bloß, weil Mama ins Zimmer gekommen war. Ich bat

sie, nicht hier zu bleiben, weil ich mit Putzi zu arbeiten hätte. Mama sah mich seltsam an, ging aber dann. Als ich diesen Satz über hundertmal gesagt hatte, setzte sich Putzi hin, steckte sein Köpfchen unter die Flügel und schlief ein. Das war keine schöne Antwort.

Am nächsten Tag begann ich von neuem. Doch er begriff nichts, und langsam fing ich an zu zweifeln, ob Wellensittiche überhaupt sprechen können. Aber ich hatte es doch ganz bestimmt irgendwo gelesen. Da fiel es mir ein. Robinson auf seiner Insel hatte auch einen Wellensittich, wohl ein bisschen größer, und mein Putzi sollte dümmer sein als die anderen?

Über eine Woche sprach ich jeden Tag mit Putzi. Dann war ich ganz durcheinander. Aus Versehen sagte ich ein paar Mal zu Papa ‚Putzi‘. Und als Herr Filkendorf, der neue Turnlehrer, zu uns kam und wir alle unseren Namen nennen mussten, sagte ich: «Ich heiße Putzi Zitterbacke.» Die Klasse lachte furchtbar.

Herr Filkendorf notierte sich etwas, und ich konnte mir schon denken, was er von mir dachte. Dabei habe ich es nur ganz in Gedanken gesagt. Nach der Pause ging ich zu Herrn Filkendorf und sagte: «Herr Filkendorf... ich entschuldige mich, es war gar kein Spaß; ich heiße nämlich nicht Putzi, sondern Alfons – und Putzi soll sprechen lernen. Und weil ich immerzu Putzi vorsage, geht mir das Wort gar nicht mehr aus dem Kopf.»

Herr Filkendorf verstand mich wohl nicht. Ich stotterte noch ein bisschen herum und rannte dann einfach weg.

Nein, so konnte es nicht weitergehen. Ich sprach mit Erwin. Der hat

nämlich auch Tiere zu Hause und füttert die Tiere unserer Klasse, die in der grünen Ecke stehen.

«Das ist ganz einfach», sagte Erwin, «das ist alles bloß Dressur, du musst ihn richtig abrichten.»

Mehr wusste er auch nicht. Er sagte mir noch, ich soll aufpassen, dass ich keine Papageienkrankheit bekäme, die soll sehr gefährlich sein.



Ich erschrak ordentlich. Vielleicht ist es schon diese Papageienkrankheit, weil ich dauernd Putzi zu anderen Leuten und zu mir sage.

In den nächsten Tagen passte ich genau auf, ob sich die Krankheit noch ausbreiten würde. Aber es ging alles gut. Ich überlegte, wie ich Putzi richtig dressieren könnte. Von Erwin hatte ich noch einen neuen Vorschlag: Es sollte Bücher über Dressur geben. Ich räumte meine Sparbüchse aus und ging in einen Bücherladen.

«Na, Kleiner», sagte die Verkäuferin, «was möchtest du denn, ein Bilderbuch oder ein schönes Märchenbuch?»

Ich wusste gar nicht, was ich darauf antworten sollte und wurde ganz rot. Ich bin doch kein Kleiner mehr! Wir sahen uns eine ganze Weile stumm an.

«Na, was wünschst du denn?», fragte sie.

Als ich immer noch schwieg wegen «Kleiner» und «Märchenbuch», zog sie ein Buch aus dem Regal. «Sieh mal, hier sind schöne Geschichten und Märchen drin.»

Da drehte ich mich um und rannte einfach raus. Ob ich doch die Papageienkrankheit habe?

Ein paar Straßen weiter war ein anderer Laden. Ich ging hinein und sagte gleich zur Verkäuferin: «Guten Tag, ich brauche ein Buch, wie man Tiere dressiert.»

Es gab eine Menge schöner Bücher, von Ameisen, Pferden, Löwen, Fröschen, aber keins von Wellensittichen. Sie zeigte mir auch Bücher von Singvögeln und Adlern.

«Aber von Wellensittichen?», fragte ich.

Sie hatte keins.

Von Dressur überhaupt gab es nur eins: «Wie richte ich meinen Hund ab.»

Aber Putzi war doch kein Hund. Doch nun konnte ich auch hier nicht einfach weggehen. Ich kaufte es und ging. Es kostete 3,80 DM. Zu Hause las ich das ganze Buch durch. Vielleicht schaffe ich mir noch einen Hund an. Ein Hund kann neben mir gehen, sich auf Kommando setzen und auch etwas, was ich verliere, wiederholen. Außerdem kann er meine Feinde beißen. Dann sollen sie mich mal wegen meinem Namen ärgern!

Vielleicht konnte ich mit Putzi aus diesem Buch üben. Ich übte mit Putzi «Fuß» und «Platz». Aber auch da gehorchte er nicht. Nein, das Buch taugte nicht, um meinem Putzi das Sprechen beizubringen. Ich fing von vorn an. Zwei Wochen lang sagte ich jeden Tag zu ihm eine Stunde lang «Putzi, Putzi, Putzi...»

Dann wurde ich krank. Ich bekam Gaumensegellähmung. Der Arzt sagte, ich habe mich völlig überanstrengt. Ich kam nach Hause und war sehr wütend über Putzi.

«Du bist ja doof, schrie ich.

Putzi nickte und sah mich mit seinen kleinen Kohlenaugen an und krächzte «doof, doof, doof...»

Ich raste in die Küche. «Mama, Putzi spricht, ich habe ihm das Sprechen beigebracht.» Doch Putzi sagte nichts mehr.

Das nächste Mal sprach er erst, als Tante Anna zu uns kam.

«Ei, was hast du für ein kleines hübsches Vögelchen», sagte sie.

«Hier ist Putzi», sagte ich.

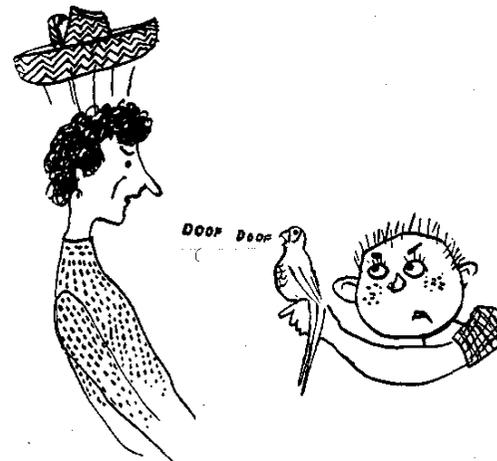
Putzi saß brav auf meinem Finger und sah Tante Anna an.

«Na komm, komm her, Putzilein», lockte sie ihn.

Putzi saß ganz still, schaute Tante Anna an und krächzte: «Doof,

doof...»

Es hat furchtbaren Ärger gegeben. Mama sagt, ich vergräule so die ganze Verwandtschaft. Ich habe beschlossen, Putzi nicht mehr abzurichten. Aber wenn ich mir einen Hund kaufe, da will ich's noch mal versuchen. Tante Anna habe ich gestern auf der Straße getroffen. Als ich ihr «Guten Tag» sagte, hat sie bloß genickt. Sie sprach kein Wort zu mir.





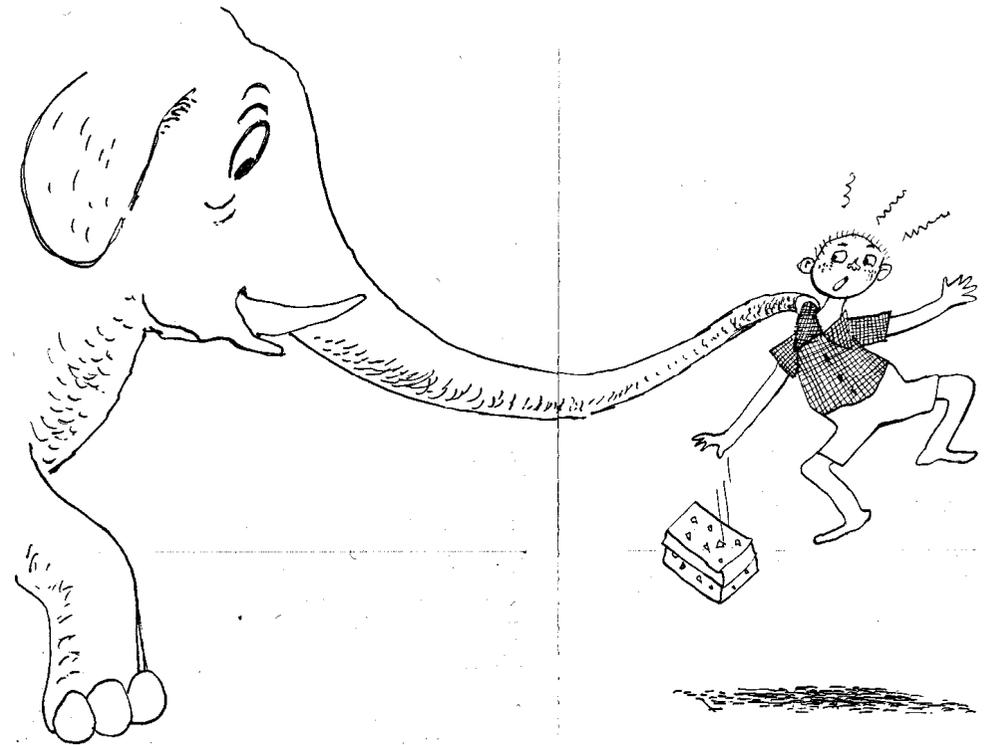
Teil III

Seit Putzi zu Tante Anna so unhöflich war, ist eine ganze Zeit vergangen. Weiter hatte er noch nichts gelernt. Immer nur dieses eine dumme Wort, und das sagte er immer dann, wenn er es nicht sagen sollte. Ich hatte jedenfalls viel Ärger mit ihm, und viele dachten, ich hätte ihm das bloß beigebracht, damit er die anderen Menschen beleidigen soll. Das habe ich doch aber gar nicht!

Aber sonst war er ganz zahm geworden. Er flog im Zimmer herum, setzte sich auf meine Schulter, zwickte mich ins Ohr, setzte sich auch gern auf meinen Kopf. Mittags kam er an den Tisch und pickte an meinem Teller herum.

Wenn ich zweimal hintereinander piff, kam er gleich zu mir. Er wusste, ich hatte dann einen Leckerbissen für ihn.

Eines Tages kam ein Zirkus in unsere Stadt. Ich ging natürlich hin. Es gefiel mir alles sehr. Besonders interessiert habe ich mich für die Tiernummern. Da hatten sie einen Elefanten, der Handstand machte, ein paar Löwen, die durch Reifen sprangen, Seehunde, die mit Bällen jonglierten, und viele Pferde.



Zu Hause fiel mir ein, dass gar keine Nummer mit einem Wellensittich dabei war. Ich dachte mir, wenn ich mit Putzi hingehe, und ich zeige ihnen, wie er auf einen Pfiff kommt und auf Befehl ins Ohr kneift, vielleicht auch laut ins Mikrophon ruft, könnte das sehr schön sein. Wenn sie mir nun noch sagten, wie man dem Wellensittich noch andere Tricks beibringen kann, könnte ich vielleicht mal mit ihm im Zirkus auftreten. Vielleicht nicht im Zirkus, aber irgendwo zu einer Rätselveranstaltung oder bei einem Elternabend. Das dachte ich mir, und ich nahm mir vor, einmal mit Putzi im Zirkus zu erscheinen.

Schon am nächsten Tag klappte es. Mama war mittags nicht zu Hause. Sie hätte bestimmt etwas dagegen gehabt, so mit Putzi durch die Stra-

ßen zu ziehen. Da nahm ich einen Schuhkarton, streute etwas Futter hinein, wickelte ein Handtuch drum und ging zum Zirkus.

Beim Zirkus war alles zu. Ich lief umher, irgendwo hörte ich Stimmen. Da sprang ich einfach über den Zaun und ging zwischen den Wagen zum großen Zelt. Ich war ein paar Schritte gekommen, als ich plötzlich am Kragen gepackt wurde.

«Lassen Sie mich los!», sagte ich und drehte mich um. Aber , was sah ich da? Es war gar kein Mensch. Ein Elefant stand hinter mir, hatte seinen langen Rüssel ausgestreckt und fuhr-mir nun damit übers Gesicht und blies mich an.

«Hilfe!», schrie ich, ließ meinen Karton mit Putzi los und rannte. Ich sauste eins, zwei um ein paar Ecken und prallte gegen einen dicken Mann mit einem schwarzen Bart. Von der Vorstellung her wusste ich, es war der Direktor.

«Hoppla», sagte er, «warum so eilig?»

«Ich... der Elefant... Rüssel packen...», stotterte ich.

Aber der Direktor lachte nur und fragte: «Dich hat Emir so erschreckt? Aber er tut doch niemandem etwas. Er wollte nur eine kleine Leckerei von dir haben.»

Ich erschrak von neuem. Wenn er nun den Karton mit Putzi als Leckerei auffraß? «Aber ich... Putzi... auffressen...»

Der Direktor lachte wieder, zog an seinem Bart und sagte:

«Nun beruhige dich mal, ist ja schön, dass du gekommen bist. Da wollen wir gleich mal in die Manege gehen und üben.»

Ich fiel von einem Schreck in den anderen. Woher wusste er denn von meinem Plan. Da entsann ich mich, dass hier auch ein Zauberer auf-

getreten war. Vielleicht hatte der meine Gedanken erraten?

Der Direktor schrie: «August, komm raus!»

Aus einem Wagen kletterte ein junger Mann, der mir freundlich «Guten Tag» sagte und sehr ernst aussah.

«Das ist August, der Clown.»

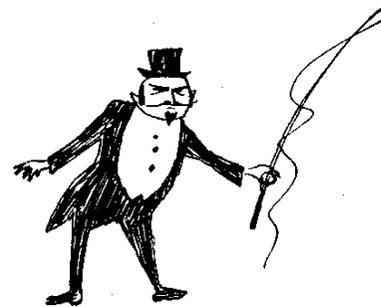
Ich erkannte ihn überhaupt nicht wieder.

Und zu August sagte der Direktor: «Und das ist unser neuer Mitarbeiter.»

Ich sagte nichts und nahm mir vor, auch nichts weiter zu sagen. Ich wollte erst mal sehen, was wird.

Ich muss zugeben, dass ich in diesem Moment Putzi in seinem Karton ganz vergessen hatte. Es war alles zu aufregend. Wir gingen in die Manege. Es sah hier sehr kahl aus und roch ein bisschen nach Tieren. In der Manege übten ein paar Jongleure.

Der Direktor sagte: «Kollegen, geht mal raus, wir wollen sehen, ob der Junge schon für die Nummer reif ist.»



«Willst du so probieren, oder hast du keinen Dress?» Ich sagte: «Vielleicht trete ich so auf, wenn Sie es meinen.» «Mach dir aber nicht die Sachen schmutzig», sagte der Clown ernst.

«Also probieren wir», rief der Direktor. Tempo, Tempo, bringt das

Pony rein!»

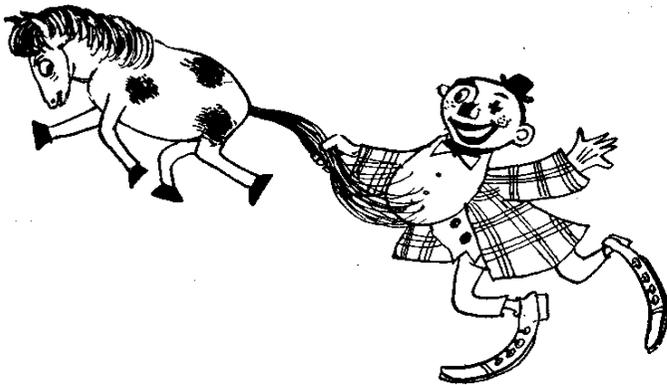
Der Direktor war sehr lebendig und ließ niemand zu Wort kommen, und es musste alles sehr eilig gehen.

«Also», sagte er zu mir, «es ist ja klar, dass du zusammen mit einem Clown auftrittst. Am besten, du sitzt im Zuschauerraum und kommst dann, wenn August seine Sache zu Ende hat, in die Manege. Setz dich mal hinten hin.»

Ich gehorchte und setzte mich auf eine Bank. Ein Pony wurde hereingeführt. August, der Clown, versuchte sich darauf zu setzen. Er sprang ganz ulkig auf und rutschte gleich auf der anderen Seite hinunter. Dann versuchte er es von hinten, schoss aber kopfüber wieder in den Sand.

Ich musste furchtbar lachen. Dann rannte ihm das Pony weg, August hinterher. Aber er bekam es natürlich nicht und hielt sich am Schwanz fest und überschlug sich zweimal hintereinander in der Luft. Schließlich blieb er doch oben.

Er lag aber ganz komisch auf dem Pony, das mit ihm wild im Kreise galoppierte. Schließlich fiel er mit einem Überschlag hinunter und rannte aus der Manege.



«Bravo», rief der Direktor, «sehr gut, August, jetzt muss unser Bambino kommen.»

Ich war sehr gespannt, was das für ein Tier war. Aber kein Tier kam.

Der Direktor schrie: «Jetzt bist du dran.»

Was, ich bin doch kein Bambino, dachte ich, und ich wollte doch eigentlich nur fragen, ob man mit Putzi eine Zirkusnummer machen kann.

«Ich... kann doch...», sagte ich.

Der Direktor hörte mich wohl gar nicht.

Er rief: «Jetzt darf man keine Zeit verlieren, sonst wird das Publikum unruhig, du musst sofort in die Manege. Spring – und rauf aufs Pony.»

Was sollte ich denn bloß machen? Ich gehorchte. Ich kletterte hinunter, das Pony rannte an mir vorbei, und dann versuchte ich aufzuspringen. Ich hielt mich an der Mähne fest, und tatsächlich kam ich auch rauf.

Der Direktor schrie: «Gut, Bambino, das sieht aus, als ob du noch nie auf einem Pferd gesessen hast, da lachen die Zuschauer schon. Und jetzt aufstehen. Was?, dachte ich. Ich hielt mich doch mit Mühe gerade auf dem Rücken. Jetzt sollte ich mich noch aufs Pferd stellen?

«Tempo, Tempo, keine Zeit verlieren», schrie der Direktor. Ich versuchte es. Doch kaum hatte ich mich ein bisschen aufgerichtet, verlor ich das Gleichgewicht und stürzte in den Sand.

«Kann passieren», schrie der Direktor, «gleich wieder rauf, Tempo, Tempo.»

Ich nahm einen neuen Anlauf, und da das Pony sehr ruhig lief und wahrscheinlich sehr zahm war, kam ich wieder gut rauf und versuchte mich hinzustellen. Ganz sachte kniete ich mich hin, stellte einen Fuß

hoch, dann den anderen. Kaum stand ich aber, kam ich wieder ins Rutschen. Mir wurde schwindlig, und ich sprang ab. Leider fiel ich dem Direktor vor die Füße und riss ihn um.

«Ja, der Teufel», schrie er und zog an seinem schwarzen Bart. «Hast du denn keine Nerven, wozu hast du denn so lange geübt? Benimmst dich ja wie ein blutiger Anfänger, Bambino!»

Ich lag im Sand und sah zu ihm auf. «Aber ich bin doch bloß wegen Putzi...» In diesem Augenblick kam ein anderer Junge ins Zelt gesaust. Er sah klein und zierlich aus und hatte langes schwarzes Haar. Mit ein paar Sprüngen war er in der Manege und hopp, stand er auf dem Pony, die Arme ausgebreitet und schrie durchdringend: «Allez hopp, hopp.»

«Teufel und Wetterleuchten», schrie der Direktor, «wer bist du denn, wo kommst du her?»

Der andere Junge machte gerade einen Kopfstand auf dem Pony und sagte von unten: «Na, Sie haben mich doch herbestellt. Ich bin Bambino, meine Eltern kommen eine Stunde später. Wir wollen doch die neue Nummer probieren.»

Dabei richtete er sich auf und tanzte auf einem Bein.

«Ja, und wer bist du?», fragte der Direktor erstaunt. «Ich bin Alfons Zitterbacke», sagte ich, immer noch im Sande liegend.

«Zitterbacke? Also aus einer Clownsfamilie.»

«Aber nein», sagte ich, «mein Papa geht richtig arbeiten.»

Doch der Direktor hörte gar nicht zu, klatschte in die Hände und sagte: «Bravo, Bambino, ganz vorzüglich. Jetzt üben wir bloß noch den Abgang, der muss besonders aufregend sein.» Ich kroch vorsichtig ein Stück beiseite.

«Und dann lassen wir die Löwen rein», sagte der Direktor. Was?, dachte ich, wenn hier schon Elefanten rumlaufen, kommen Löwen vielleicht auch ohne Gitter in die Manege. Und weil sie mich nicht kennen, halten sie mich vielleicht für ein Stück Futter! Ich sprang auf und rannte ebenso schnell, wie der richtige Bambino hereinkam, aus dem Zelt.

Da fiel mir Putzi ein.

Ich musste ihn retten. Ich schielte um die Ecke. Hinter dem Wagen stand der Elefant Emir. Vor ihm lag das Paket, und Emir war gerade dabei, das Handtuch aufzuknoten, wahrscheinlich um mal nachzusehen. Ich ging langsam näher, aber ganz vorsichtig.

«Darf ich das Paket wiederhaben, Emir?», fragte ich den Elefanten. Ich wollte ihn auf gar keinen Fall wütend machen.

Der Elefant hob den Rüssel und schnaubte leise. Aber was sollte das bedeuten? Ja oder nein? Ich suchte in meinen Taschen und fand einen klebrigen Bonbon.

«Wollen wir tauschen?», sagte ich. «Du gibst mir Putzi und ich gebe dir einen schönen Bonbon.» Der Elefant kam mit seinem Rüssel näher und nahm ganz vorsichtig und leise den klebrigen Bonbon aus meiner Hand. Inzwischen griff ich nach dem Paket und hörte drin Putzi «doof krächzen. Ich machte einen tiefen Diener vor dem Elefanten (was ich sonst ja nie mache) und ging ganz langsam rückwärts. Der Elefant schaukelte mit dem Rüssel und sah mich mit seinen kleinen Augen an. Mir war beinah so, als ob er lachte.

Als ich über den Zaun war und wieder auf der Straße stand, nahm ich mein Taschentuch hervor und wischte mir den Schweiß ab, der ganz

dick auf meiner Stirn stand, und machte, dass ich nach Hause kam.

Leider weiß ich nun noch immer nicht, wie man Putzi richtig abrichtet, und es wird wohl auch nichts mehr daraus werden. In der Klasse sagen sie aber, seit ich mein Erlebnis erzählt habe (genau wie es war, nicht anders), ich bin ein Angeber. Dabei stimmt doch alles. Und auf den Plakaten des Zirkus steht jetzt eine große Nummer «Bambino, der kleine Kunstreiter». Das will ich mir unbedingt ansehen. Aber niemand wird mir glauben, dass der Direktor mal gedacht hat, ich bin Bambino, und dass ich schon auf dem Pony ganz schöne Kunststücke fertig gebracht habe.

*Was mir mein
Aprilschmerz einbrachte*

Es war frühmorgens.

Ich zog mich an. Papa kam herein. Er sagt mir immer, ehe er losgeht, auf Wiedersehen.

«Du, Alfons», sagte er stirnrunzelnd, «in deinem Strumpf ist ein fürchterlich großes Loch.»

Ich kann Löcher in den Strümpfen überhaupt nicht leiden und sah gleich nach, fand aber kein Loch.

«Höher», rief Papa, schon an der Tür stehend, «etwas weiter links. Na siehst du denn das große Loch nicht?»

Ich renkte mir bald den Hals aus, aber so viel ich auch suchte, es war kein Loch zu entdecken.

«April, April...», sagte Papa, lachte laut und schloss schnell die Tür.

Da war ich schön reingefallen und ärgerte mich heute zum ersten Mal. Am besten wäre es, ich würde jetzt ein paar andere Leute anführen, damit ich selbst über sie lachen könnte.

Auf dem Schulweg riefen mir ein paar kleine Jungen nach:

«He, du hast dein Taschentuch verloren!»

Ich drehte mich gar nicht erst um, sondern tippte nur mit dem Zeigefinger an die Stirn und dachte: Die denken wohl, ich bin blöd, ein zweites Mal falle ich heute nicht rein.

Nachher in der Schule, als ich laut niesen musste, merkte ich, dass ich

mein Taschentuch wirklich verloren hatte, und der Ärger begann von neuem. Kaum war ich in der Klasse, sagte mir Erwin, er hätte heute große Angst vor Erdkunde, Herr Bock will eine Klassenarbeit schreiben.

«Heute?», fragte ich erstaunt.

Erwin nickte betrübt.

Ich hatte überhaupt nichts davon gewusst. Schnell holte ich mein Buch hervor und prägte mir noch vor dem Klingeln alle möglichen Dinge ein. Herr Bock schrieb keine Klassenarbeit. Ich sah fragend zu Erwin. Der grinste und formte mit den Lippen die Worte: «April, April...» Es hörte keiner, aber ich verstand ganz genau.

Nun versuchte ich auch einen Aprilscherz anzubringen. Ich sagte zu Pit, dass er Löcher im Strumpf hätte.

Er sah mich gar nicht an und knurrte nur: «Du bist der Sechste mit diesem blöden Zeug. Lass das sein!»

Bei Erwin probierte ich die Sache mit dem verlorenen Taschentuch. Er zog seins gleich aus der Hosentasche, hielt es mir vors Gesicht und sagte: «Irrtum, Alfons. Auf so eine Idee wie mit der Klassenarbeit in Erdkunde kommst du natürlich nicht. Dir fallen bloß abgeklapperte Sachen ein.»

Ich fand, dass der 1. April ein ganz blöder Tag war und probierte auch keinen Aprilscherz mehr. Bei mir versuchten sie es noch öfter: zweimal mit «kaputten» Strümpfen, viermal mit «verlorenen» Taschentüchern und einmal mit einem «Loch» im Anzug. Ich unterbrach sie immer gleich, wenn sie davon anfangen. «Bei mir nicht nötig», sagte ich, «nicht mit so abgeklapperten Sachen.»

Nach und nach ließen die Aprilscherze in unserer Klasse auch nach. Bis zum Mittag ging alles gut. Ich war wachsam und ließ mich nicht mehr anführen.

Zu Hause schickte mich Mama in den Keller, Suppengrün heraufholen.

«Wieso hast du Suppengrün im Keller?», fragte ich verwundert.

«Es hält sich dort besser. Wenn Suppengrün lange im Hellen liegt, schießt es ins Kraut, Alfi.»

Ich nahm den großen Schlüssel und ging in den Keller. Jedes Mal muss ich mich furchtbar abquälen, ehe ich das Schloss aufkriege. Doch im Keller fand ich kein Suppengrün. Ich riss nur einen Kohlenstapel um, als ich es suchte.

«Ich habe überall gesucht», sagte ich, als ich schwarz vom Kohlenstaub aus dem Keller kam, «doch das Suppengrün ist nicht zu finden.»

«Kann auch nicht», sagte Mama, erst ganz ernst, dann lachte sie los.

«Es liegt nämlich nur am 1. April unten.»

Sie setzte sich auf den Küchenschemel, «Suppengrün im Keller... sonst schießt's ins Kraut...», rief sie immer von neuem und wischte sich die Tränen aus den Augen.

Ich ging raus und setzte mich in die Stube an den Tisch und brütete. Einen ganz tollen Aprilscherz wollte ich mir überlegen.

Draußen hörte ich Mama noch lachen: «Suppengrün im Keller...» Ich beschloss, meinen großen Schlag beim Abendbrot zu führen.



Papa kam nach Hause. Mama hatte nichts Eiligeres zu tun, als ihm gleich die Geschichte mit dem Suppengrün im Keller zu erzählen. Beim Abendessen blieb ich stumm. Papa wunderte sich.

«Ist dir die Petersilie verhaselt, Alfons?», fragte er. «Ich meine die Petersilie vom Suppengrün im Keller.»

Erst wollte ich Papa drohend ansehen, unterließ es aber doch und löf-felte nur still weiter.

«Da ist doch was los», sagte Papa zu Mama.

«Ärger in der Schule?», fragte er mich. Nach dem Abendessen zeigte ich ihm nämlich immer meine Hefte. Also dachte er, ich bin so still geworden, weil in einem der Hefte eine Vier oder Fünf steht. «Na, raus mit der Sprache», sagte Papa.

Ich tat ganz traurig und stotterte herum: «Ich habe heute... weißt du... nämlich einen Tadel bekommen.»

Papa räusperte sich. Das war ein schlechtes Zeichen. Der erste Tadel in meiner ganzen Schulzeit, sonst hatte ich in Betragen immer eine Eins, nur manchmal gut.

«So, ein Tadel, warum?», fragte Papa kurz.

«Ich... ich habe viermal die Schule geschwänzt und den Lehrer Holzkopf genannt.»

Mama schob ihren Stuhl entsetzt zurück. Sie traute meinen Worten zuerst nicht.

«Du hast geschwänzt und deinen Lehrer», sie stockte, «du hast deinen Lehrer einen Holzkopf genannt?»

Ich sah auf meinen Teller und nickte. Aber das genügte mir noch nicht. «Ich habe auch in die Klasse gespuckt, jetzt soll ich von der Schule fliegen.»

Ich hatte kaum zu Ende gesprochen, hieb Papa mit der Faust auf den Tisch.

«Das ist ja unglaublich, du benimmst dich in der Schule wie ein Wilder...»

Mama war ganz blass geworden. Sie fragte bloß immerzu: «Was hast du dir dabei gedacht... was du dir dabei gedacht hast...?»

Jetzt wollte ich sagen «April, April» und «ihr seid aber schön reingefallen», doch ich kam nicht dazu. Mama und Papa redeten auf mich ein. Papa presste meinen Arm, dass es mir weh tat. Ich konnte gar nichts sagen und die Geschichte aufklären, sie ließen mich nicht zu Wort kommen.

«Vielleicht nennst du nächstens auch mich einen Holzkopf», sagte Papa zornig und presste meinen Arm noch stärker.

«Marsch ins Bett mit dir!», rief Mama, die wohl glaubte, dass Papa noch wütender werden würde. Ich wurde ins Schlafzimmer geschoben. Die Tür flog hinter mir zu.

Ich wollte nun über meinen Aprilscherz lachen, dass er mir gut gelungen war. Aber ich hatte keine Lust mehr zum Lachen. Wenn ich lache, hört das Papa und denkt, erst sage ich Holzkopf, spucke in die Klasse und lache ihn dann noch aus.

Nach einer Weile ging ich wieder in die Stube. Jetzt wollte ich wirklich alles aufklären.

«Ich habe doch nur...»

Papa unterbrach mich sofort. «Ich will keine faulen Ausreden hören, Alfons.»

Mama nickte dazu. «Und überhaupt, wir haben dich doch zum Schlafengehen geschickt, weshalb bist du noch nicht ausgezogen?»

Krach!, flog die Tür zu, und ich musste ins Bett gehen. Langsam wurde ich auch wütend. Na gut, dachte ich zuletzt, dann sage ich es euch eben nicht.

Ich hörte noch, wie Mama und Papa eine ganze Weile im Zimmer von mir sprachen. Genau verstand ich es nicht, was sie sagten, ich hörte nur,

ich soll in Zukunft etwas kürzer gehalten werden.

Mitten in der Nacht wachte ich auf. Ich hatte schlecht geträumt. Im Traum hatte ich in die Stube gespuckt, und Papa hatte mich dafür in einen Keller voll Suppengrün gesperrt.

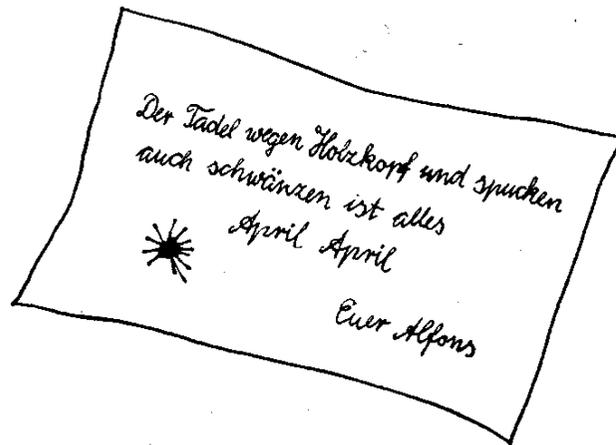
Nun wurde ich wach, und mir fiel gleich mein Aprilscherz ein.

Leise stand ich auf, nahm mir ein Blatt Papier und einen Füller und ging damit in die Toilette. Dort machte ich Licht und schrieb in großen Buchstaben einen Zettel.

Den Zettel stellte ich vor den Spiegel, wo Papa sich morgens rasiert. Dann ging ich zufrieden ins Bett.

Am nächsten Morgen sah ich Papa nicht. Er war, ohne mir, wie sonst, auf Wiedersehen zu sagen, weggegangen. Mama stellte mir schweigend mein Frühstück hin. Ich überlegte, ob sie mir meinen Aprilscherz übel genommen haben, oder glaubten sie vielleicht, ich habe wirklich den Tadel bekommen und wollte mich mit dem Zettelschreiben nur herausreden?

An diesem Tage, am 2. April, waren wir alle irgendwie ärgerlich. Das hat man nun davon, wenn man auf einen wirklich guten Aprilscherz kommt.



Mein Gespensterbahn- Erlebnis

Eines Tages kam ein Rummel in unsere Stadt. Wir Jungen waren gleich begeistert. Mama wollte mich nicht hinlassen.

«Es kostet zu viel Geld», sagte sie, «und außerdem ist es auch gefährlich auf dem Riesenrad!»

Ich merkte schon, Papa wollte am liebsten mitkommen. Doch er hatte irgendeine Sitzung vor. Heimlich gab er mir aber eine Mark.

«Sag's nicht unbedingt Mama», flüsterte er mir zu.

Als ich ging, steckte Mama mir noch einen Fünfziger in die Tasche.

Wir waren vier, Erwin, Peter, Bruno und ich. Zuerst rannten wir nur zwischen den Buden und Karussells umher.

«Fangen wir mit Riesenrad an», sagte Erwin.

Ich hatte keine richtige Lust, mir wird so leicht schwindlig.

«Bist wohl feige, Zitterbacke?», sagten die anderen.

Ich tat, als ob ich nichts gehört hätte. Da gingen wir weiter zur Achterbahn.

«Los, rauf!», rief Erwin. Gerade donnerte eine Achterbahn vorbei, und die Mädchen schrien ganz laut.

«Ist mir ein bisschen zu teuer», sagte ich, für Kinder 'n Fünfziger, da kann ich mir bloß noch einen großen Apfel und Zuckerwatte kaufen.»

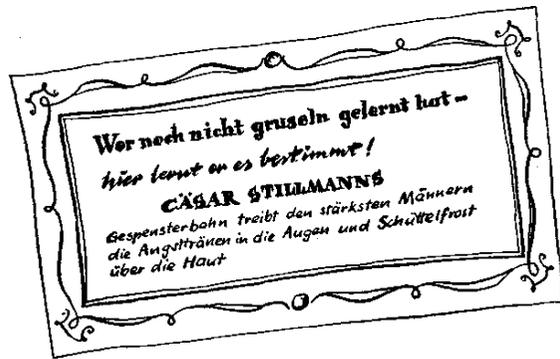
Erwin wurde wütend.

«Ich sag's ja, du traust dich bloß nicht rauf.»

Aber auch Peter hatte keine rechte Lust und sagte, es ist ihm zu teuer.

Da gingen wir wieder weiter, und wir kamen an die Gespensterbahn. Es war eine große Bude mit einer Leuchtschrift oben drauf.

Ich las das laut vor und merkte, wie mir eine kalte Hand langsam den Rücken entlangkrabbelte. Peter und Bruno blieben ganz still, nur Erwin knurrte.



Wer noch nicht gruseln gelernt hat – hier lernt er es bestimmt!

Cäsar Stillmanns Gespensterbahn treibt den stärksten Männern die Angsttränen in die Augen und Schüttelfrost über die Haut.

Die Bude hatte zwei Tore. Dazwischen gingen Schienen, auf denen kleine Wagen entlangfuhren. Man stieg ein, der Wagen sauste los, eine Tür knallte, und weg war man. Nach einer ganzen Weile kam man zum anderen Tor wieder heraus.

Aber wie!

Die Frauen und Mädchen versteckten sich immer an den Schultern der Männer, und die Männer hatten ihren Hut in die Stirn gezogen. Aus dem Lautsprecher der Bude kam Heulen und Kreischen. Wir standen immer noch davor und sagten nichts.

Da sagte Erwin: «Ich finde, dreißig Pfennige für eine Fahrt sind ein bisschen viel.»

«Bist wohl feige, was?», fragte ich. Ich dachte, er würde «ja» sagen, und dann würden wir weitergehen und brauchten nicht in diese Gespensterbude hinein.

Erwin war schon wütend von vorhin. Er schrie mich an: «Selber feige!»

«Ich ein Feigling?», sagte ich. «Ich traue mich Gespensterbahn zu fahren, aber du nicht!»

Eigentlich hatte ich keine große Lust, und Papa sagt oft, ich bin für einen richtigen Zitterbacke nicht mutig genug. Aber feige wollte ich mich nicht so oft nennen lassen.

«Los, komm!», sagte ich. «Fahren wir ab.»

«Gut», sagte Erwin finster und kramte sein Geld hervor. Wir gingen zur Kasse. Peter und Bruno blieben zurück.

Sie wollten aufpassen, was mit uns geschieht. Der Mann an der Kasse sagte: «Kommen Sie rein, hier werden Sie das Klappern Ihrer Zähne hören, hier werden Sie zittern wie Hunde im Winter.» Ich merkte, wie mir die kalte Hand wieder auf dem Rücken herumkrabbelte. Erwin und ich stiegen in einen Wagen. Als wir an Peter und Bruno vorbeifuhren, winkten wir ihnen lächelnd zu. Das Lächeln tat in den Backen weh. Der Wagen machte einen Ruck, eine große Tür knallte uns um die Ohren, und wir fuhren ins Dunkel.



Überall heulte und jaulte es. Es ging im Zick-Zack, wir mussten uns festhalten, damit wir nicht aus dem Wagen flogen. Plötzlich blickte uns etwas mit rotglühenden Augen an, und wir sausten unter einer riesigen Eule durch. Wir bumsten wieder gegen ein paar Türen, und ich duckte mich schon etwas ins Polster, weil ich Angst hatte, es ginge mir an die Ohren. Da erschien plötzlich ganz blaurot ein Gespenst und drohte uns. «Raus», schrie Erwin, «weg von hier!»

Aber wie konnten wir aus dem Wagen steigen, der fuhr doch mit uns weiter, und es ging erst richtig los!

Lange zittrige Finger griffen nun nach unseren Köpfen und fuhren über unser Gesicht.

«Totenfinger», schrie ich und schloss die Augen. Dann schlug ein Blitz

neben uns ein, und Donner rollte. Damit wir die Augen aufmachten, blendete uns Licht, und zwei Hexen umtanzten unseren Wagen. Nun kam das Schlimmste. Die Fahrt wurde auf einmal langsamer, es wurde ein bisschen heller, Erwin und ich guckten uns an und wollten gerade aufatmen, da entdeckten wir es.

In einer beleuchteten Nische stand ein Gerippe und winkte uns zu. Wir fuhren ganz langsam drauflos. Immer, immer näher. Mir stiegen die Haare zu Berge. Ich sprang auf und schrie: «Ich kann nicht mehr...» Erwin wollte mich festhalten, da machte der Wagen einen Ruck, und ich lag auf dem kalten Sand und sah nichts. Ich hörte nur noch Erwin von ferne jammern: «Hilfe, Zitterbacke, wo bist du?»

Ich war in der Gespensterbude allein. Raus wollte ich und rappelte mich auf. Als ich stand, sauste ein neuer Wagen vorbei, und eine Frauenstimme rief: «Ewald, schon wieder ein Gespenst!»

Die meinte wohl mich. Ich tastete mich langsam vorwärts. Beim Licht des nächsten Wagens merkte ich, dass ich gerade neben dem Gerippe stand.

Ich erschrak furchtbar und fiel mit dem Gerippe zusammen um. Pfui Deibel, staubte es, das Gerippe war auseinander gebrochen. Nur im Kopf leuchtete noch eine grüne Glühbirne. Schwindel, dachte ich, mit Glühbirnen leuchten!

Ich tappte weiter und passte immer auf die kleinen Glühbirnen auf, die hier und da brannten, und passte auch auf, dass ich nicht von einem Wagen angefahren wurde. Ich hatte allerdings nicht gesehen, dass ich schon bei dem Gespenst angekommen war und verwickelte mich in dessen weißen weiten Mantel. «Blödes Gespenst», sagte ich, «alles nur

Pappe.»

Es fuhr gerade ein Wagen mit zwei Mädchen vorbei. «Es lebt, es bewegt sich», wimmerten sie und verschwanden laut weinend wieder im Dunkel.

Ich tapste weiter und fand auch die Leichenfinger von vorhin wieder. Haha, es waren Bindfadenschnüre, die von der Decke herunterhingen. Das war vielleicht ein Betrug hier mit der ganzen Angst. Doch so viel ich herumtapste, ich fand den Ausgang nicht mehr.

Da kam ich auf die Idee, bei der nächsten Gelegenheit auf einen Wagen aufzuspringen und so endlich aus dieser albernem Gespensterbahn herauszukommen. Beim Gerippe führen die Wagen ja immer langsam, da wollte ich springen. Ich fand auch nach langem Suchen wieder dahin zurück und wartete.

Erst kam ein besetzter Wagen, da saßen ein junger Mann und ein Mädchen drin. Die hatten die Augen geschlossen und küssten sich.

«Huhu, ihr kommt in die Hölle», rief ich, um sie zu ärgern. Aber sie ließen sich gar nicht stören.

Schon beim nächsten Wagen hatte ich mehr Glück. Meine Augen hatten sich an die Dunkelheit gewöhnt, ich sah im Schummerlicht, dass eine ältere dicke Dame allein im Wagen saß.

Als ich zu ihr in den Wagen sprang, wollte ich sagen: «Guten Tag, bitte um Entschuldigung, aber ich habe mich hier in der Gespensterbahn verlaufen.»

Doch dazu kam ich gar nicht. Die Dame machte ein Geschrei, wie ich es in meinem Leben noch nicht gehört habe. Dann wurde sie ganz still

und legte sich auf mich, dass ich Mühe hatte, nicht wieder herauszufallen. Sie war ohnmächtig.

Bei den neuen Tricks in der Bude hatte ich keine Angst mehr. Die blutende Hand auf dem Tisch und die von der Decke baumelnden Beine eines Erhängten konnten mich nicht erschrecken. «Alles Pappe, alles Quatsch», sagte ich wütend.

Da fuhren wir schon ins Freie. Zuerst blendete mich das Licht. Doch dann sah ich Peter und Bruno stehen. Sie blickten mich ganz steif und mit weit aufgerissenen Augen an. Ein paar Mädchen in ihrer Nähe sahen mich auch an und kreischten los. Die Dame neben mir atmete schwer und weinte in ihr Taschentuch. Ich blickte an mir herunter: Ich war ganz grau vor Staub, und an meiner Schulter hing ein großes Stück des weißen Gespenstertuches.

In meiner Hand hielt ich, das hatte ich gar nicht bemerkt, den abgebrochenen Arm des Pappgerippes. Wie der Blitz sprang ich aus dem Wagen und rannte los.

Ich konnte Bruno und Peter noch zurufen: «Tempo, abhauen!» Sie rannten mir nach und verschwanden im Park.



«Wo ist Erwin?», fragte ich prustend.

«Er kam ganz blass aus der Gespensterbude raus, raste los und rief uns zu: ‚Alfons ist vom Gespenst geraubt.‘ Weg war er.»

Peter und Bruno waren vor Schreck an der Bude stehen geblieben und wollten gerade die Polizei alarmieren wegen Kindesraub, als ich dann rauskam.

«War schlimm, was?», fragte Bruno und wies auf den abgebrochenen

falschen Knochen.

«Hatte ganz schön zu tun», sagte ich.

Ich warf den Papparm und das Gespenstertuch weg. Peter und Bruno bettelten, ich sollte noch mehr aus der Bude erzählen. Ich sagte aber nur: «Ihr habt ja gesehen, wer feige war, Erwin oder ich? Wenn es richtig losgeht, haut er ab.»

Zu Hause sagte Papa: «Na, wie war's, Alfi?»

«Ooch», sagte ich, «eigentlich langweilig. Du würdest dich auf diesem Rummel bloß ärgern.»

Mama sagte: «Geh doch mal in den Keller und hole Kohlen, Alfons.»

Ich wollte nicht richtig. Ehrlich gesagt, habe ich furchtbare Angst, abends in den Keller zu gehen. Und ich redete so lange herum, bis Papa mitkam. Es sind zu viele Spinnweben da unten, es soll auch Ratten geben, wer weiß, was sich sonst noch dort versteckt.

*Als ich ein
falscher Betrunkener war*

Diesmal war nicht mein Geburtstag, sondern Brunos. Seine Freunde durften am Nachmittag zum Kaffee kommen. Wir waren ganz allein in der Wohnung, weil Brunos Eltern arbeiten. Seine Mutter hatte einen schönen Kaffeetisch gedeckt mit Sandtorte und einer großen Kaffeekanne unter einem bunten Pudel. Es war ein prima Geburtstag.

Nachdem wir satt waren, spielten wir. Zuerst Indianer! Bruno war, weil er Geburtstag hatte, unser Häuptling. Sonst ist er nur gewöhnlicher Indianer und heißt «Schielende Natter». Heute durfte er sich «Fernsehauge» nennen. Ich war Medizinmann und hieß «Weiser Zitteraal». Die Friedenspfeife, die ich als Medizinmann dauernd rauchen musste, schmeckte mir nur nicht, Bruno hatte die Pfeife von seinem Papa hervorgekramt; natürlich ohne Tabak, aber trotzdem wurde mir ganz schlecht davon (ich werde auch als Großer nie Pfeife rauchen).

Später spielten wir Seeräuber. Es war auch ganz schön. Das Sofa war das Seeräuberschiff, und der Teppich war das andere Schiff. Bruno wurde wieder wegen Geburtstag zum Kapitän ernannt. Leider brach bei dem Kampf ein Sofabein ab, und wir hörten lieber auf. Bruno wusste einen Ausweg. Er nahm einen Packen Bücher aus dem Bücherschrank seines Papas, und dann stand das Sofa wieder fest.

Jetzt wussten wir nichts mehr zu spielen.

«Ich weiß was», rief ich, «ratet mal, was wir spielen.»

«Feuerwehr?», fragte Bruno.

Ich lachte bloß.

«Arzt und Kranker?»

«Verstecken?»

«Eisenbahn?»

«Grenzpolizei?»

Nein, keiner kam darauf.

«Wir spielen Restaurant und feiern Brunos Geburtstag. Nachher sind wir betrunken.»

Damit waren alle gleich einverstanden. Wir verkleideten uns. Ich war Brunos Opa und bekam einen Hut und Handschuhe. Erwin war Kellner, und wir alle waren Gäste und setzten uns an den Tisch.

«Herr Ober», rief ich.

Aber Erwin, der in der Küche kramte, kam nicht.

Ich rief: «Herr Ober, das Beschwerdebuch!»

Nun kam Erwin schnell. Er hatte ein weißes Handtuch über dem Arm.

«Mein Enkelsohn Bruno hat Geburtstag», sagte ich langsam und mit tiefer Stimme. «Bitte bringen Sie uns fünf Gläser zu trinken.»

Erwin schrieb etwas auf seinen Zettel und verschwand in der Küche. Er kam zurück mit einem Tablett und Gläsern, darin war etwas rote Flüssigkeit.

Wir stießen an und sagten: «Auf deine Gesundheit, Bruno», und tranken die Gläser aus. Es war Brause.

Wir mussten furchtbar lachen, weil es wirklich wie Schnaps aussah. Peter bestellte noch einmal. Wir tranken wieder.

Erwin sagte, er will auch mittrinken. Er war aber Kellner und durfte

nicht.

Da sagte Bruno: «Er soll sich ruhig ein Glas holen, bei Geburtstagsfeiern können Kellner mittrinken.»

Als jeder fünf Gläser Brause-Schnaps getrunken hatte, sagte ich: «Jetzt sind wir alle betrunken und tanzen.»

Wir schrien und tanzten. Ich torkelte durchs Zimmer, stopfte mir ein Kissen unter den Bauch und rief: «Noch... ein Glas Sehn... aps, Herr Ober.»

Es war wirklich ein sehr schönes Spiel.

Brunos Mutter fand das gar nicht. Sie war hereingekommen, ohne dass wir es gehört hatten. Und sie war ganz erstaunt, als ich ihr vor die Füße torkelte.

«Was ist denn los?», sagte sie laut.

Bruno blinzelte mir zu, er wollte welterspielen.

«'n Tag, Mamü», sagte er ganz komisch, «der Schna... ps... schmeckt ja so gut!»

Ich rief: «Herr Ober, noch ein Gläs... chen.»

Brunos Mutter lief schnell zum Tisch und sah die Schnapsgläser an.

«Ja, was macht ihr denn, ihr seid ja alle betrunken!»

Wir lachten alle, weil das Spiel so gut gelungen war.



«Wo habt ihr den Schnaps her, wer hat euch angestiftet?»

Brunos Mutter schleppte uns aufs Sofa.

«Mama», sagte Bruno und musste immerzu lachen, «du kannst dir nicht vorstellen, was das für'n Spaß macht.»

«Spaß? Ich werde euch helfen!»

Sie war so ernst und böse, dass wir zu lachen aufhörten, und Bruno wollte alles erklären.

«Mama, nun muss ich dir sagen...», er konnte nicht zu Ende sprechen.

«Bruno, wer hat euch gesagt, dass ihr Schnaps trinken sollt, sag mir's.»

Bruno wollte immer wieder sagen, dass alles Brause war und dass wir nur so spielten, aber seine Mutter fragte nur immer, jedes Mal böser und lauter: «Wer war es, sag die Wahrheit, Bruno, wer war es.»

Da zeigte er auf mich. «Zitterbacke war es.»

Brunos Mutter nickte. «Natürlich, du machst so etwas nicht, Bruno.»

Ich wurde ganz rot und der Schweiß trat mir auf die Stirn.

«Du bist ganz rot vom Schnapstrinken», sagte Brunos Mutter.

«Aber wir haben doch nichts Schlechtes gemacht», stotterte ich.

«Was, das ist nichts Schlechtes? Ich komme gleich mit zu dir nach Hause. Das werde ich deinen Eltern erzählen.»



Wir durften nichts mehr sagen, alle mussten nach Hause gehen, und ich ging mit Brunos Mutter zu meinen Eltern. Ich drohte Bruno noch und flüsterte ihm ins Ohr: «Verräter!»

Mama wurde ganz blass, als ich mit Brunos Mutter vor der Tür stand. «Ist was Schlimmes passiert?», fragte sie gleich.

Ich schüttelte den Kopf.

«Kann ich Sie sprechen, Frau Zitterbacke?», fragte Brunos Mutter. Ich musste auf dem Korridor bleiben und hörte, wie die Frauen in der Stube sich erzählten.

«Komme ich nach Hause... ahnungslos, alles durcheinander... die Kinder betrunken, Ihr Sohn der Anstifter, Schnaps aus Gläsern.»

Das hörte ich durch die Tür.

Ich wurde hereingerufen.

«Hast du das getan, Alfons?», fragte Mama ganz verzweifelt.

«Nein, wir haben gar nicht Schnaps getrunken.»

Brunos Mutter war empört. «Sag die Wahrheit», rief sie.

«Ja, wir haben getrunken...»

«Aber warum sagst du, dass ihr keinen Schnaps getrunken habt?», fragte Mama leise.

«Ja, wir haben ja nicht getrunken.»

Also, ich verwirrte mich.

«Wir haben doch getrunken», sagte ich.

«Er weiß schon nicht mehr, was er sagt, Frau Zitterbacke», sagte Brunos Mutter und schüttelte den Kopf.

Ich schwieg jetzt, mir war alles gleich. Sie fragte mich noch, ob mich jemand dazu angestiftet hat.

Ich sagte: «Nein, das habe ich alles ganz allein gemacht.»

«Ja, mein Bruno tut so etwas nicht», sagte Brunos Mutter noch einmal. Da rief ich ärgerlich, dass Bruno ein Feigling ist und alles abwälzen will, dass er aber auch mitgetrunken hat und ebenso getorkelt ist.

Mama saß ganz gebrochen da. «Was soll aus dir werden, Alfons, das hast du doch nicht von mir.»

Ich musste natürlich gleich ins Bett. Da lag ich nun an diesem schönen Tag wegen ein paar Gläschen Brause zur Strafe im Bett. Sonst trinke ich viel mehr, und niemand sagt etwas.

Mama erzählte Papa alles sofort. Papa lachte zuerst, und Mama musste ihm sagen, wie gefährlich es war, damit er ernst wurde. Papa kam an mein Bett und sagte, ich sollte ihm alles erzählen. Ich erzählte genau, wie es gewesen war, dass der Schnaps Brause war. Papa hörte zu und

lachte, dass der Spiegel wackelte.

Nun kam Mama zornig herein. Papa sagte ihr alles. Und da musste Mama auch lachen. Ich durfte aufstehen, und zum Abendbrot ließ ich mir Brause in einem kleinen Schnapsglas geben.

Jedes Mal, wenn ich Brunos Mama sehe, fange ich an zu torkeln, als wenn ich betrunken bin. Ich weiß, das sollte ich nicht tun. Aber Strafe muss sein, sagt unsere Lehrerin Fräulein Ecke auch immer.

Mein Ärger mit dem

Kunstlederziegenhandschuh

Eines Tages fand ich einen Handschuh auf der Straße. Er sah noch sehr gut aus, aus rotem Leder mit einem gelben Druckknopf. Er musste wohl gerade jemandem aus der Manteltasche gefallen sein. Vorn lief eine Frau. Ich rannte hin.

Ganz ohne Puste fragte ich sie: «Haben Sie... haben Sie vielleicht...»
«Ich gebe kein Geld, bettle hier nicht herum», sagte die Frau böse und sah mich durch ihre funkelnde Brille an.

Ich hielt ihr den Handschuh entgegen, sah aber schon, dass sie grüne Handschuhe trug und rannte weiter.

Sie rief mir noch nach: «Frecher Bengel!»

Gleich darauf kam ich bei einer alten Frau an.

Haben Sie den Handschuh verloren?», fragte ich und zeigte ihn mit seinem gelben Knopf vor. «Was? Es ist keine Ruh vor den Toren?», fragte mich die alte Frau; sie hörte wohl schwer.

Ich schrie: «Aber nein, ich meine, ist das Ihr Handschuh?» «Natürlich», antwortete sie mir, «mach dir ruhig das Band zu.»

Ich schrie noch lauter: «Ge-h-ö-r-t d-e-r H-a-n-d-s-c-h-u-h Ih-n-e-n?»
«Was schreist du die alte Frau so an? Lümmel!», sagte ein Mann, der gerade vorbeiging, und packte mich am Kragen.

«Ich schrei ja gar nicht, ich meine ja nur den Handschuh. Ist er Ihrer?»
«Noch frech werden, was?», sagte der Mann erbost. Ich machte, dass

ich wegkam.

Dann fragte ich noch eine ganze Menge Leute, einen Eisenbahner, eine junge Dame, einen Motorradfahrer, der gerade sein Rad reparierte, einen älteren Jungen, der mir einen Katzenkopp dafür gab, eine Dame und einen Herrn. Der Herr war sehr nett und sagte, der Handschuh sei aus Ziegenleder und sehr geschmackvoll; die Dame sagte, das sei Quatsch, der Handschuh sei bloß aus Kunstleder, und sie möchte nie solch Ding tragen.

Das war genug. Mit einem Kunstlederziegenhandschuh wollte ich nicht weiter herumlaufen, alle Leute ansprechen und mich dafür beleidigen lassen. Ich nahm den Handschuh und stieß ihn mit dem Fuß in hohem Bogen auf die Straße. Und Peng, hatte ich eine Mauschelle hinter den Ohren.

«Lausebengel», rief eine Frauenstimme mir ins Ohr, «spielt mit meinem Handschuh Fußball.»

Ich musste ihn vom Damm aufheben und ihn der Frau bringen.

Die Frau fing an, lange mit mir zu reden. Alles habe ich nicht mehr behalten, doch manches: «Ist das denn hilfsbereit, wenn du einen Handschuh findest, und du bist ein ehrlicher Finder, dann spielst du damit nicht Fußball, sondern bringst du ihn dem zurück, der ihn verloren hat. Hättest du das gemacht, hätte ich dir einen kleinen Finderlohn gegeben, aber so...»

«Bäääh!», machte ich. Das mach ich sonst nie und bin nie frech zu Erwachsenen. Diesmal aber war es doch wohl erlaubt. Bloß Mama, die gerade vorüberkam und zum Milchmann wollte, hatte eine andere

Meinung. Ich bekam einen Tag Stubenarrest dafür. Ist das Gerechtigkeit?



Wie ich zu meinem
ersten Kopfsprung
kam

Eines schönen Tages war ich so unvorsichtig zu erzählen, dass ich keinen Kopfsprung schaffe. Ich wollte mein Freischwimmerzeugnis machen, dazu brauche ich den Kopfsprung.

«Nicht einmal vom Ein-Meter-Brett traust du dich?», fragte Papa.

Und ich hörte schon am Ton, dass er es ganz und gar nicht richtig fand.

«Doch traue ich mich», sagte ich schnell. «Ich würde mich schon trauen, aber wenn alle zugucken, kann ich's nicht; dann gibt es einen Bauchklatscher, und alle lachen.»

«Das sind faule Ausreden, Alfons, du traust dich einfach nicht herunterzuspringen.»

«Kerze springe ich ja, bloß Kopfsprung...»

Papa winkte ab. Er meinte, ich solle ihm nicht mit solchen Sachen kommen, es wäre nur Feigheit.

«Also, mein Sohn Alfons Zitterbacke traust sich keinen Kopfsprung zu. Wie alt bist du eigentlich?»

Ich schwieg, denn er wusste es ja genauso gut wie ich, wie alt ich bin.

«Antworte!»

«Na zehn», antwortete ich ärgerlich, «das weißt du doch.»

«Mit zehn Jahren bin ich schon vom Drei-Meter-Brett gesprungen, aber Kopfsprung!»

Mutter schaltete sich ein. «Lass ihn doch in Ruhe, Paul», sagte sie zu

Papa. «Muss er denn überhaupt Kopfsprung können? Er kommt doch auch ohne diesen blödsinnigen Sprung durchs Leben. Ich kann auch keinen Kopfsprung. Ja, ich traue mich überhaupt nicht vom Sprungbrett zu springen.»

Ich sah Mama dankbar an.

Papa hatte seinen Teller beiseite geschoben und biss anstatt in sein Brot auf seinem Ärger herum.

«Von dir verlangt es ja auch keiner», sagte Papa zu Mama, «aber ein Junge in seinem Alter, der sich keinen Kopfsprung traugt, das ist einfach eine Schande.»

«Ich traue mich ja, bloß wenn es kein richtiger Köpfer wird, lachen die anderen», maulte ich. Denn das mit der Schande gefiel mir überhaupt nicht.

«Du hast Angst, du hast überhaupt Angst, basta!»

So ging es eine ganze Weile hin und her, und Mama versuchte uns immer wieder zu beruhigen.

«Kopfsprung ist Männersache, und Alfons ist feige», sagte Papa zum Schluss, und Mama ging in die Küche.

Wir schwiegen eine Weile. Endlich sagte Papa, und ich merkte, dass wir uns jetzt vertragen wollten: «Gut, nehmen wir an, du traust dich, du genießt dich bloß, weil du die Technik nicht beherrschst.»

Ich nickte erfreut, so war es.

«Ich will es dir einmal genau zeigen.» Papa räumte die Stühle beiseite, zog sein Jackett aus und stellte sich vor den Teppich. Der Teppich sollte das Wasser sein.

«Die Arme nimmst du gestreckt über den Kopf, Kinn an die Binde, nun

lässt du dich vornüber fallen. Langsam... so, und wenn der kritische Moment gekommen ist, wo du denkst, du klappst wie ein Taschenmesser zusammen, dann stößt du dich kräftig ab, ganz gestreckt; spreize die Füße nicht, winkle sie nicht an, das ist ein alter Fehler.»

Wir übten vor dem Teppichwasser, und es ging glänzend. Papa sagte mir noch ein paar Tricks, dass man zum Beispiel die Zehen fest um das Brett klammern muss, damit man sich besser abstoßen kann. Wir übten eine ganze Stunde. Es war sehr schön. Ich glaube, in unserem Zimmer war ich ein hervorragender Kopfspringer. Am nächsten Tag ging ich ins Freibad. Ich machte alles so, wie wir es geübt hatten. Doch komisch, ich kam immer nur so weit, bis ich wie ein Taschenmesser zusammenklappen wollte. Wenn es nun aber doch ein Bauchklatscher wurde? Ich richtete mich wieder auf.

Ein paar kleine Jungen wurden schon auf mich aufmerksam. Sie riefen: «Na, mach schon. Wir wollen es mal ordentlich klatschen hören.» Ich rannte hinter ihnen her und verjagte sie und kam dabei auch vom Sprungbrett weg. So ging ich ohne Kopfsprung nach Hause. Papa hatte den Kopfsprung wohl vergessen. Ich hoffte es sehr, und der Abend ging auch ohne eine Frage nach dem Erfolg unserer Teppichübung vorbei.

In den nächsten Tagen mied ich das Bad. Ich überlegte, ob ich nicht auf das Freischwimmerzeugnis verzichten könnte. Vielleicht war ich ein Talent in Leichtathletik? Ich kam nicht dazu, mich richtig zu entscheiden, weil am Sonnabend mitten beim Abendessen (es gab Bratkartoffeln mit saurem Hering – mein Leibgericht, und ich war in bester Stimmung) sich Papa plötzlich an den Kopfsprung erinnerte.

«Na, Alfi, warst du schon wieder schwimmen?»

Ich nickte und stopfte mir den Mund voll Bratkartoffeln. So brauchte ich wenigstens nicht zu antworten. Mama sieht es nämlich nicht gern, wenn man mit vollem Mund spricht.

Papa wartete, und ehe ich wieder meinen Mund mit Bratkartoffeln voll stopfen konnte, fragte er: «Jetzt hat der Kopfsprung geklappt, nicht wahr?»

Da hatte ich den Mund schon wieder voll und kaute und kaute. «Und wie war's? Es ging gut mit unserer Methode, stimmt's?»

Ich konnte nichts sagen, ich hatte gerade einen halben Hering im Mund, und die Senfkörner kamen zwischen die Zähne.

«Bist du stumm?», fragte Papa, und eine Falte erschien auf seiner Stirn. «Du siehst doch, der Junge hat den Mund voll», sagte Mama.

Ich glaube, sie merkte, dass ich in der Klemme saß, und wollte mir helfen. Ich murmelte «hmmm.»

«Gut, ich warte, bis du aufgegessen hast. Ich kann mir schon denken, warum du nicht sprechen kannst, du hast dich wieder nicht getraut.»

Ich murmelte wieder etwas mit meinem Bratkartoffel- und Heringsmund, aber Papa winkte sofort ab.

«Ein elfjähriger Junge, und macht keinen Kopfsprung.»

«Ich bin erst zehn Jahre alt», sagte ich. (Immer wenn Papa was an mir auszusetzen hat, macht er mich älter.)

«Du wirst bald elf, und da muss man einen Kopfsprung können.» Papa überlegte kurz, dann sagte er: «Morgen ist Sonntag, da gehen wir beide schwimmen, und du lernst den Kopfsprung, das kannst du glauben.»

Ich zuckte zusammen. Auch Mama.

«Du bist doch nicht grob zu ihm?», bat Mama.

Papa sagte: «Ich bringe ihm nur einen Kopfsprung bei, nichts weiter.» Wenn es doch bloß an diesem Sonntag geregnet hätte. Es hätte meinetwegen mitten im Juli sogar schneien können, ich wäre gern Schlittschuh gelaufen oder sonst etwas – es wurde ein herrlicher Tag.

Papa war guter Laune, er sang beim Rasieren.

«Na, Alfi, jetzt wollen wir beide uns so richtig im Wasser austoben.»

Mama musste zwei Frottiertücher bringen, dazu ein riesiges Stullenpaket. Sie winkte uns nach, als wir loszogen, und ich sah, dass sie ein bisschen Angst um mich hatte.

Unterwegs machte Papa Witze und erzählte dem Fährmann, der uns zum Freibad übersetzte, ich sei die neueste Olympiahoffnung im Turmspringen, und er würde mich trainieren.

Im Bad war zuerst alles in Ordnung. Wir kraulten und übten Rückenschwimmen. Ich kam gut mit. Doch beim Langstreckentauchen schlug mich Papa haushoch. Als er so lange wegblieb, dachte ich, er sei ertrunken, und wurde schon ganz unruhig. Auf einmal tauchte er ganz hinten auf. Da bewunderte ich ihn, und er freute sich darüber. Ich passte während der ganzen Zeit auf, dass wir nicht zu nahe an den Sprungturm kamen. Ein ganz klein bisschen Hoffnung hatte ich schon, dass er den vermaledeiten Kopfsprung vergessen würde.

«Und wie wäre es jetzt mit einem eleganten Kopfsprung?», fragte Papa, klopfte mir freundlich auf den Rücken und blinzelte mir zu. Wir gingen langsam zum Sprungturm.

Ich stellte mich auf das Brett, krampfte die Zehen fest, schloss die Arme

über dem Kopf, knickte ein – und richtete mich gleich wieder auf.

«War das so richtig, Papa?», fragte ich.

Er sagte: «Ja, ja», und ich sollte doch jetzt den Kopfsprung machen.

«Weißt du, wegen der Füße habe ich noch Angst. Wie kriege ich die bloß zusammen? Wenn meine Beine herumhenkeln, lachen alle.» Ich wollte Zeit gewinnen.

Auf Papas Stirn erschien die Falte, aber er sagte ruhig: «Damit du mal einen exakten Kopfsprung siehst, mache ich ihn dir vor. Pass gut auf. Sieh dir alles genau an, dann kannst du es.»

Nun stellte sich Papa auf das Brett, krampfte die Zehen, beugte sich ganz langsam... Ob er es nun zu langsam gemacht hatte oder warum sonst, weiß ich nicht, jedenfalls schoss Papa senkrecht ins Wasser, und er schlug mit den Füßen um sich.

Als er dann auftauchte, musste er wohl gesehen haben, wie ich lachte. Ich verbiss es mir zwar gleich, und als er wieder neben mir stand, wollte ich etwas Anerkennendes sagen.

Doch Papa brummte nur: «Meine Haltung war wohl nicht ganz einwandfrei, glaube ich. Ich zeige es dir noch einmal.»

Auch diesmal war mir, als wären die Beine nicht ganz geschlossen und die Knie etwas eingeknickt. Ich sagte ihm das auch.

«Papperlapapp, das war ein exakter Sprung. Fang nicht an, an meinen Sprüngen herumzumäkeln. Zeig lieber selber was!»

Ich musste wieder aufs Brett. Wieder ging alles bis zum kritischen Moment gut. Doch wie von Zauberhand aufgehalten, konnte ich nicht weiter. Ich richtete mich wieder hoch.

«Was hast du nun für eine Ausrede?», fragte Papa böse.

«Gar keine. Ich glaube, unten ist gerade einer durchgetaucht, da kann ich doch nicht springen.»

Papa sah angestrengt ins Wasser und blickte mich dann nur von der Seite an.

«Los jetzt!», befahl er.

Ich beugte mich vorsichtig. Da griff Papa zu. Er hat so große und feste Hände. Er fasste mich an den Fußknöcheln und hob mich hoch.

«Nein», rief ich noch. Doch der kritische Punkt war schon vorbei. Ich plumpste ins Wasser. Und da ich keine Bewegung machte, bin ich wohl wie ein Brett hineingefallen. Diesmal tauchte aber wirklich einer unten durch. Ich stieß ihm kräftig in die Seite.

Meinen Bauch reibend, kletterte ich rasch die Leiter zum Sprungturm hoch. Hinter mir hörte ich heftiges Schnaufen. Der Herr, den ich eben angestoßen hatte, kam mir empört nach. Ich versteckte mich hinter Papa.

«Lausebengel, ich klebe dir eine...»

«Halt, hier wird nicht geklebt.»

«Na hören Sie mal», erwiderte der andere Herr. Er war ziemlich dick.

«Haben Sie denn nicht gesehen, wie der Junge auf mir herumgetrampelt ist?»

«So ein kleiner Junge, machen Sie sich doch' nicht lächerlich», erwiderte Papa sehr richtig.

«Ach was», sagte der andere, «mischen Sie sich nicht in fremde Dinge ein.»

«Das sind meine eigenen», sagte Papa.

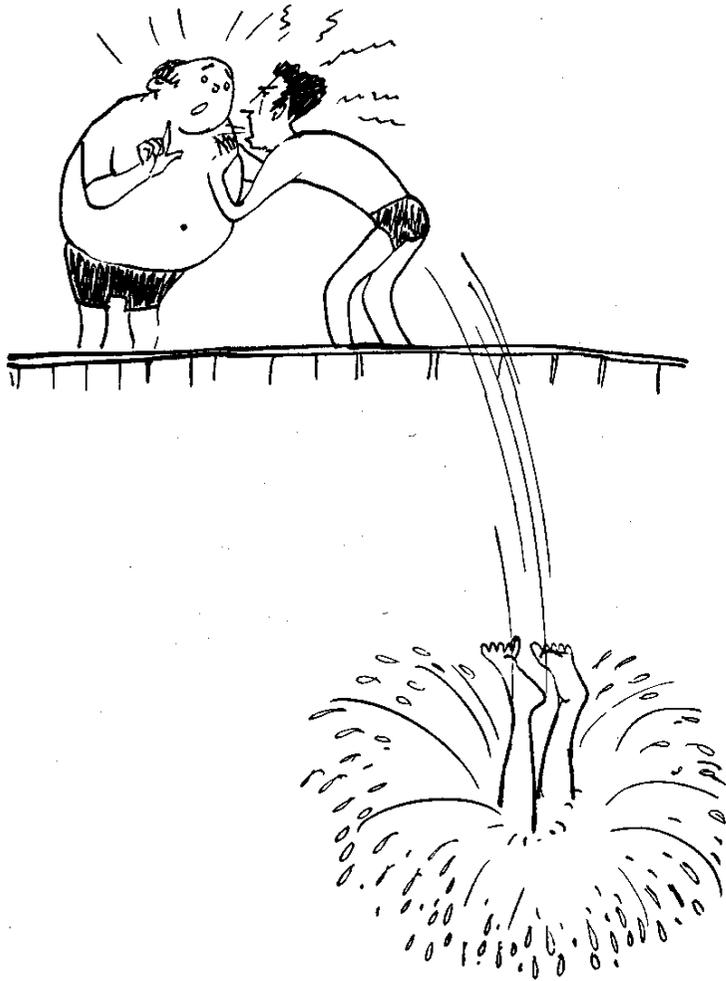
Ich fand das auch. Schließlich hatte er mich hineingeworfen. Der andere Herr wollte an Papa vorbei, vielleicht wollte er mir wirklich eine kleben. Papa vertrat ihm den Weg. Dabei drückte er mich, ohne es zu merken, zur Seite. So kam ich an den Rand des Brettes und fiel ins Wasser. Als ich merkte, dass ich fiel, stieß ich mich ordentlich ab. Es ist kaum zu glauben, ich machte einen vorzüglichen Kopfsprung.

Wie Seide schmiegte sich das Wasser an meine Haut. Ich riss die Augen auf und freute mich, wie alles so grün vorbeiglitt. So einfach ist das also, dachte ich und beeilte mich, nach oben zu kommen. Vater und der andere dicke Herr sprachen noch miteinander.

«Ein schöner Vater, der sein eigenes Kind ins Wasser wirft und noch dazu anderen Leuten auf den Kopf.»

«In meine Familienangelegenheiten hat sich niemand einzumischen, Sie schon gar nicht.»

«Der Junge kann einem Leid tun», hörte ich gerade noch als ich mich, ohne dass sie es merkten, an beiden vorbeidrückte und wieder sprang. Wie schön, so zu fliegen! Kopfsprung macht Spaß.



Als ich wieder hoch kam, gingen Papa und der andere Herr gerade weg. Ich bekam einen Schreck. Wenn sie jetzt zur Polizei gehen – meinetwegen? Ich schlich hinterher.

Da hörte ich, wie Papa sagte: «Es ist doch kaum zu glauben, dass du der Alfred bist, das ist ja unglaublich. Da muss man sich erst streiten, ehe man das rauskriegt.»

Der Herr sagte zu Papa «Paul», was sonst nur Mama darf. Nun verstand ich gar nichts mehr. Die beiden setzten sich an einen Tisch des Restaurants. Da ging ich zum Sprungbrett zurück und sprang. Ich übte so lange Kopfsprung, bis mir ganz schwindlig wurde. Dann suchte ich Papa. Er saß mit dem anderen Herrn noch immer am Tisch. Sie tranken Bier.

«Gib mal dem Herrn die Hand», sagte Papa.

Der Herr lächelte und zeigte auf seine rechte Seite.

«Entschuldige dich.»

Ich sah Papa groß an.

«Na du hast doch...», sagte ich.

Aber der andere Herr lachte und sagte: «Alles vergessen.»

Es stellte sich heraus, dass der dicke Herr, den ich torpediert hatte, Papas Schulfreund war. Sie hatten früher auf einer Bank zusammengesessen und sich seit dreißig Jahren nicht gesehen.

«Wie dick du geworden bist, Alfred», sagte Papa lachend.

Und der Herr zeigte auf Papas Kopf: «Und du hast auch schon deine Locken verloren, Paul.»

Das ärgerte mich, als ob Papa je Locken gehabt hätte!

Dann gingen sie beide mit mir zum Sprungturm und sagten, sie wollten mir jetzt gemeinsam Kopfsprung beibringen. Ich rannte vor und flog wie ein Pfeil durch die Luft, ohne einen überflüssigen Spritzer tauchte ich ins Wasser.

«Toll!», rief Papa mir zu, als ich wieder oben war. Und der andere Herr nickte anerkennend.

Am späten Nachmittag kamen wir nach Hause.

«Du hast ja Bier getrunken, Paul», sagte Mama erstaunt.
«Ihr seid doch hoffentlich wirklich baden gewesen?»

Papa und ich lachten. Papa erzählte von seinem Freund Alfred, den er im Freibad wiedergetroffen hatte. Er vergaß dabei zu sagen, wie das gekommen war und wie gut ich jetzt Kopfsprung konnte. Erst beim Abendbrot, als Mama meine roten Augen auffielen, konnte ich es anbringen.

«Das kommt von den vielen Kopfsprüngen, die ich gemacht habe.»
Papa bestätigte das. «Siehst du, Luise, da muss erst der Vater kommen, um ihm das beizubringen. Jetzt kann er es.»

Da fiel ihm plötzlich etwas ein. «Wann hast du eigentlich den ersten richtigen Kopfsprung gemacht?», fragte Papa misstrauisch.
Aber ich habe es nicht gesagt. Es wäre für Papa doch unangenehm gewesen, Mama die ganze Geschichte zu erzählen. Es muss unter Männern Geheimnisse geben.

*Was alles passierte
als ich die Spinne
am Morgen sah*

Ich zog mich an diesem Morgen schnell an, da ich etwas später als nötig aufgestanden war. Da sah ich eine Spinne. Sie lief über die Schlafzimerdecke. Ich versteckte meinen Kopf unter dem Hemd und rief: «Komm schnell mit dem Besen, Mama, hier ist eine Spinne.»

Ich wusste, dass Mama Spinnen nicht leiden kann und sie aus der Wohnung haben will.

Aus der Küche antwortete Mama: «Pfui Teufel, Spinne am Morgen bringt Kummer und Sorgen!» Sie kam schnell und holte die Spinne mit dem Besen herunter.

Ich hatte es eilig und schnürte mir meine Schuhe zu.

Peng, da riss ein Senkel. Ich hüpfte zu Mama in die Küche.

Sie gab mir einen neuen Senkel und sagte dazu: «Das fängt gut an mit der Spinne, nicht wahr, Alfons?»

Als Fräulein Ecke mich in der Klasse rügte, weil ich zu spät kam (sie konnte das mit dem Schnürsenkel ja nicht wissen), dachte ich an die Spinne, und ich nahm mir vor, heute besonders gut aufzupassen.

Bei Fräulein Ecke wurde ich aufgefordert, nach vorn zu kommen und die Hausaufgaben vorzutragen. Vielen Dank, Spinne, dachte ich wütend. Und weil mir immerzu die Spinne einfiel, antwortete ich auf ihre Fragen stockend. Es gab eine knappe Drei und eine erneute Ermahnung von Fräulein Ecke.

Es ging aber noch weiter. In der Deutschstunde bekamen wir ein Diktat zurück. Ich habe wieder bloß eine knappe Drei geschrieben, weil ich drei Kommas vergessen, Kele ohne h und Stievater ohne f geschrieben habe.

In der Turnstunde schaffte ich die Bauchwelle am Reck nicht. «Spinne, Spinne», murmelte ich wütend, warf meine Beine nach vorn und spannte die Bauchmuskeln an. Es half nichts, ich schaffte die Bauchwelle nicht und musste mir das Grinsen von unseren Sportlern gefallen lassen. Dabei vergessen sie, dass ich im Schwimmen besser bin als sie und einen prima Kopfsprung kann. Vielleicht sollte ich noch sagen, dass ich mir beim Werkunterricht ein bisschen in den Finger hobelte.

Wie froh war ich, als die Schule aus war; weil ich so froh war, vergaß ich, Fräulein Ecke zu grüßen, als wir nach Hause gingen.

«Zitterbacke, du bist reichlich unhöflich geworden, sagst nicht einmal guten Tag und nimmst auch die Mütze nicht ab.»

«Alte Giftspinne», knurrte ich.

«Sagtest du etwas?», fragte Fräulein Ecke böse.

Ich wurde ganz rot. Natürlich habe ich sie nicht damit gemeint, sondern die blöde Spinne von heute früh, die mir dauernd Pech bringt.



«Nein, nein», stotterte ich, «ich habe Sie nicht gesehen und bitte um Entschuldigung.» Und ich zog meine Mütze. Dabei rieselten einige Papierschnipsel hervor, die mir bestimmt Erwin, der Streiche-Macher, unter die Mütze gesteckt hat.

Ich nahm mir vor, heute nicht mehr aus dem Haus zu gehen, damit die Spinne keinen Anlass hatte, mir weiter Kummer und Sorgen zu bringen. Doch Mama schickte mich einkaufen. Ich verlor das Wechselgeld, 54 Pfennige.

Worauf Mama sagte: «Du wirst immer kindischer, Alfons. Je älter du wirst, desto weniger kann man sich auf dich verlassen.»

Ich erwiderte: «Dafür kann ich nicht, du hast doch selbst gesagt, dass die Spinne...»

Auf einmal wollte Mama nichts mehr davon wissen.

Entschuldige deine Schusseligkeit bitte nicht mit der Spinne. Damit redest du dich nur heraus.»

Ich ging spielen, zu Hause gab es ja doch bloß Ärger. Unsere Straße spielte gegen die vom Meierplatz Fußball! Wir verloren 18:7. Und alle

sagten, der Torwart und ich, wir seien die schwächsten Leute gewesen. Das stimmt, denn ich hatte mich dauernd mit der Spinne beschäftigt. Wie die es eigentlich fertig brachte, so viel Kummer über den Tag auszuschütten! Ich schrie meine Mannschaftskameraden an: «Was kann ich dafür, ich habe heute früh eine Spinne gesehen, und die bringt Kummer und Sorgen.»



Aber die Freunde verstanden mich nicht und setzten mich als Stürmer ab.

Abends sagte Papa, als er merkte, dass ich etwas schlechter Laune war: «Was ist los, Alfons, Kummer in der Schule?»

Ich nickte und sagte: «Ja, Kummer und Sorgen», und erzählte ihm die ganzen Sachen, die mir an diesem Tage passiert waren.

Aber auch Papa wollte davon nichts wissen. «Du hast dich schlecht vorbereitet und warst zerstreut, das ist alles. Und Bauchwelle habe ich auch nie geschafft.»

Das mit der Bauchwelle freute mich, aber ich blieb dabei, dass die Spinne an allem schuld sei. Papa wurde ungeduldig. «Im Ernst, Alfons,

du glaubst doch nicht etwa diesen Unsinn:

Papa wandte sich zu Mama: «Und du, Luise, hast dem Jungen diesen Floh ins Ohr gesetzt: Spinne am Morgen!»

Mama bestritt das.

Papa sagte, das sei alles dummer Aberglaube. Er fuchtelte mit seinen Händen über den Tisch und stieß dabei das Salz um.

«Jetzt gibt es Ärger», sagte Mama leise.

«Er ist schon da», erwiderte Papa.

Ich nickte. «Wir haben im Fußball verloren, und da hat die Spinne schuld und das Salz auch.»

So stritten wir noch lange. Papa wurde sehr zornig. Mama schwieg. Und ich saß da und dachte mir, das ist noch ein schöner Kummer am Abend dazu. Später sprachen wir nicht mehr zusammen. Papa las in seiner Zeitung, knurrte ab und zu: «Lieber mehr Schularbeiten machen... Spinne am Morgen... auf den Hosenboden setzen...»

Mama stopfte schweigend Papas und meine Socken. Ich saß und malte lauter Spinnen auf meinen Zeichenblock, welche mit drei Beinen, mit fünf Beinen, mit einem Kreuz darauf und andere, ganz ungeheuer große.

Ich überlegte mir, Mama und ich, wir haben doch Recht, Spinnen und umgeschüttetes Salz bringen Ärger.

Das hatte sich ja bewiesen, wir saßen stumm und ärgerlich alle zusammen, weil es so vorausgesagt war.

Bloß Papa wollte das nicht wahrhaben.

*Warum
ich wohl immer reinfalle?*

Alle sagen, ich habe Schuld, aber ich bin ganz unschuldig. Was soll ich tun? Ich bin doch wirklich unschuldig! Am schlimmsten war es in den letzten Tagen. Das fing mit dem neuen Lehrer an. Er heißt Herr Girtzig und ist ein sehr sympathischer Mensch. Gleich als er in die Klasse trat, dachte ich mir: Mit dem werde ich gut auskommen.

Dann nahm er das Klassenbuch und sagte: «Jetzt wollen wir uns einmal ordentlich bekannt machen, und damit es nicht so langweilig ist, fange ich von hinten an. Zitterbacke, Alfons, wer ist das?»

Das bin ich. Aber ich schämte mich so, im Buch ganz hinten zu stehen und als Erster aufzustehen, dass ich sitzen blieb und nichts sagte. Es entstand eine dumme Pause.

Herr Girtzig sagte: «Da fehlt schon gleich der Erste.»

Alle grienten. Mir wurde ganz heiß, und der Schweiß trat mir auf die Stirn, aber ich traute mich einfach nicht aufzustehen. Vielleicht hätte Herr Girtzig dann gesagt: «Zitterbacke, schläfst du denn?»

Ich genierte mich entsetzlich, und Herr Girtzig schrieb ins Klassenbuch ein: «Fehlt!»

Erwin sagte nach der Stunde: «Zitterbäckchen, weshalb hast du dich nicht gemeldet? Du machst doch sonst nicht solche Streiche?»

Ich sagte: «Ich habe mich eben nicht getraut.» Am nächsten Tag sagte Herr Girtzig: «Ist heute Zitterbacke, Alfons da?»

Ich sagte kleinlaut: «Hier!»

Unser neuer Lehrer hatte nicht bemerkt, dass ich gestern auch da gewesen war. Er kannte noch nicht alle Gesichter. «Na, wo warst du gestern?», fragte er freundlich.

Ich begann zu stottern: «Ich...» Wieder trat mir der Schweiß auf die Stirn, und ich glaube, ich wurde ganz rot.

Herr Girtzig runzelte die Stirn. «Na, Zitterbacke, was ist los?»

Ich brachte endlich heraus, denn ich hatte es mir vorher gut überlegt: «Ich war ja hier, Herr Girtzig.»

Das Gesicht des Lehrers wurde finster.

«Hör mal, solche Spaße gibt's in unserer Schule nicht, der Lehrer ist dein Freund, den kann man nicht 'auf den Arm' nehmen. Wo ist dein Entschuldigungszettel?»

«Ich habe keinen», sagte ich. Wozu sollte ich denn auch einen haben.

«Also geschwänzt!», sagte Herr Girtzig. «Ich muss sagen, das enttäuscht mich.»

Nach dem Unterricht übergab er mir einen Brief an meine Mutter. Ich konnte mir schon denken, was drin stand.

Zu Haus legte ich ihn schweigend auf den Tisch.



Mutter las ihn und blieb ganz gebrochen auf dem Schemel sitzen. Sie sagte nur: «Womit habe ich das verdient? Du bist doch sonst ganz anständig, Alfons.»

«Ich habe nicht...», begann ich wieder. Aber weiter kam ich nicht.

Mutter sagte: «Junge, bleib bei der Wahrheit.»

Sie legte mir die Hand auf die Schulter. «Du bist zu weich, Alfons», sagte sie, «du musst versuchen, ein richtiger Mann zu sein. Manchmal bist du zu schüchtern, und dann lässt du dich anstiften. Ich glaube schon, dass du nicht von selbst geschwänzt hast. Unter welchen schlechten Einfluss bist du nur geraten?»

Mutter und ich ließen den Kopf hängen. Nach einer Stunde sagte sie: «Ach, Alfons, geh lieber einkaufen, ich mag deine Trauermiene jetzt nicht sehen.»

Ich sollte Tee, Butter, Brot und ein Glas Senf einholen.

Im Konsum war es sehr voll. Ich fand nie das Ende, wo ich mich anstellen sollte, und lief zwischen den Leuten herum. Dauernd schoben

sich welche davor. Als ich endlich in der richtigen Reihe war, stellte ich fest, dass mir eine Mark fehlte. Wie ich mich ganz erschreckt umwandte, erblickte ich einen Jungen, der vielleicht einen Kopf größer war als ich und gerade eine Mark aufhob. Ich sah ihm in die Augen. Er nickte und sagte: «Ich habe sie eben verloren.»

Ich trat wieder aus der Reihe und stellte mich in die Ecke und beobachtete den Jungen, bis er dran war. Er kaufte Bonbons.

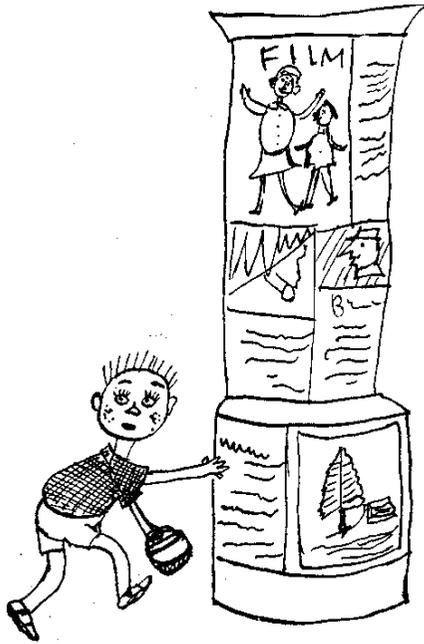
Die Verkäuferin bemerkte mich, weil ich immer nur herumstand.

Sie sagte plötzlich ganz laut: «Junge, was stehst du dauernd hier herum, immer in der Nähe der Bonbonschale, kaufst nichts und schleichst hier durch den Laden!»

Alle sahen mich an und murmelten, und manche sagten: «Ja, ja!»

Ich wurde ganz rot. Sie dachten doch nicht etwa, dass ich hier Bonbons klauen wollte? Da rannte ich aus dem Laden fort und versteckte mich hinter der Litfaßsäule.

Der Junge trat aus dem Laden und lutschte gemütlich einen Bonbon nach dem anderen. Ich folgte ihm heimlich. Schließlich verschwand er in einem großen Haus und schlug krachend die große Holztür zu. Ich wartete noch ein Weilchen und ging hinterher. Als ich die Tür aufmachte, prallte ich mit einem großen Mann zusammen. Es war wohl der Hauswart.



«Na, Bürschchen», sagte er wütend, «hab ich dich endlich?»

«Wieso?», sagte ich stotternd.

«Du bist es doch, der die Tür so zuwirft, dass das ganze Haus zittert!»

Mir trat der Schweiß auf die Stirn, ich fühlte, wie ich ganz rot wurde. Ich schwieg und biss mir auf die Lippen.

Der Mann schüttelte mich.

«Deshalb sage ich dir zum letzten Mal, schließe die Tür, wie es sich gehört! In diesem Haus wohnen Leute, die arbeiten des Nachts und wollen am Tage schlafen, hast du verstanden?»

Ich nickte.

«Jetzt schließe noch einmal die Tür, aber leise», sagte der Mann.

Ich musste die Tür leise zumachen, noch einmal und noch einmal.

«Damit du es begreifst!», sagte der Mann.

Und dann durfte ich gehen.

Meine Mutter sagte, schon als ich in die Tür trat: «Alfons, was ist denn los, was machst du für ein Gesicht?»

Ich hob die Schultern und zeigte das Portmonee, in dem die Mark fehlte. Sagen konnte ich nichts.

«Ich werde in Zukunft allem einkaufen gehen», sagte die Mutter.

Ich schwieg weiter und trottete auf die Straße.

Donnerwetter, dachte ich, die Gruppe wollte sich ja im Pionierzimmer treffen. Ich rannte los. Richtig, der Gruppennachmittag hatte begonnen. Ich stand in der Tür und hörte Stimmen. Sollte ich jetzt etwa eintreten? Ganz allein vor allen stehen und dann sagen, weshalb ich zu spät komme?



Ich würde mich bestimmt verhaspeln, und dann käme ich wieder in schlechtes Licht.

Ich hielt die Hand auf der Klinke und dachte nach. Mit einem Ruck flog die Tür auf, und Peter, unser Vorsitzender, stand an der Tür, an der anderen Seite stand ich, und alle sahen mich an.

«Er hat gehorcht», sagte Peter, «ich hab's doch gemerkt, dass an der Klinke etwas war. Das hätte ich dir nicht zugetraut, Alfons.»

Schweiß trat mir auf die Stirn, und ich fühlte, dass ich rot wurde.

«Aber ich...»

«Jawohl», sagte Peter, «du warst zu feige, das anzuhören, was wir eben über dich gesprochen haben: Was ist bloß mit dir los?»

«Ich...»

Ja, so ist es mit mir, ich bin immer unschuldig, und immer falle ich rein. Ist denn das gerecht?

*Als ich den Karpfen Jumbo
und andere Fische fing*

Papa ging sonnabends öfter angeln. Mich nahm er nie mit. Wenn ich bettelte, sagte er: «Es geht nicht Alfi, es hat keinen Zweck; du sitzt im Kahn nicht still, verscheuchst mir die Fische, und angeln tust du sowieso nichts.»

Als ich neulich eine Eins für meine Rechenarbeit bekam, sagte mein Papa: «Ich lade dich für nächsten Sonntag zum Angeln ein.»

Wir fuhren Sonnabendnachmittag los und übernachteten in einem Gasthof.

«Um halb vier müssen wir aufstehen, also gehe gleich schlafen», ordnete Papa an.

So früh war ich noch nie aufgestanden. Ich hatte Angst zu verschlafen. Als ich das erste Mal wach wurde, war es noch ganz dunkel, und ich musste Papa lange rütteln, ehe er munter würde. Er knipste das Licht an, sah auf die Uhr.

«Dreh dich um», sagte er ärgerlich, «und lass dir nicht noch einmal einfallen, mich zu wecken.»

Die Uhr war gerade viertel eins.

Dann wurde ich wieder wach. Jetzt glaubte ich bestimmt, dass wir verschlafen hatten. Ich machte selbst Licht und sah auf die Uhr. Nun war es gerade zwei Uhr.

«Zum Donnerwetter», knurrte Papa und gähnte, «man kommt ja überhaupt nicht zum Schlafen.»

Ich legte mich hin und überlegte, ob ich nicht besser bis halb vier wach bleiben sollte. Es ging aber nicht. Ich schlief ein und träumte, ein goldener Fisch ist an meiner Angel und bittet mich, sein Leben zu schonen. Als Lohn wollte er mir immer beim Rechnen helfen.

Als ich ihn mit großer Mühe auf meinen Kahn heraufzog, war der Traum zu Ende, denn ich fiel aus dem Bett. Papa erschreckte sich sehr und schimpfte. Es war fünf Minuten vor drei.

Ich glaube, er sagte leise: «Hätte ich den Bengel bloß nicht mitgenommen.»

Aber wir schliefen wieder ein, und als wir aufwachten, war die Uhr schon halb fünf.

«Zu spät...», schrie Papa, «du bist schuld, tanzt die ganze Nacht herum, jetzt sind die Aale weg.»

Wir rannten zum Boot und fuhren los. Es war herrlich; Über dem Wasser hing ein großer grauer Vorhang aus Nebel, und im Wald rief ein Pirol. Ich versuchte, wie er zu flöten.

«Ruhe im Kahn», schrie Papa, «ich sage es dir zum letzten Mal, sonst fliegst du raus.»

Er würde mich doch nicht hier auf dem See ins Wasser werfen! Nun ruderte Papa vorsichtig. Wir waren angelangt und befestigten den Kahn an zwei Stangen. Papa gab mir eine kleine Angel, machte einen Regenwurm fest und zeigte mir, wie es ist, wenn ein Fisch anbeißt und wie man ihn rauszieht. Er selbst nahm eine lange Angel und warf sie weit hinaus. Nun warteten wir.

Lange saßen wir so. Plötzlich zuckte es an meiner Pose. «Bei mir beißt

was», schrie ich.

«Ruhe», schrie Papa, «zieh an!»

Ich zog. Unten im Wasser zuckelte etwas. Dann kam ein schöner großer Fisch an die Oberfläche, und meine Angel bog sich.

«Ziehen!», schrie Papa.

Ich zog und schrie: «Ich habe einen Hecht, hurraa, ich habe einen Hecht!»

Da schrie Papa wieder: «Ruhe im Boot!»

Ich holte den Fisch heraus. Er klatschte auf Papas Hose und machte sie ganz schleimig.

«Es ist ein Schlei, ein gutes halbes Pfund schwer», sagte Papa. Aber er runzelte die Stirn, und ich wusste, es freute ihn nicht sehr, dass ich den ersten Fisch gefangen hatte. Papa machte meine Angel wieder fertig. Ich warf sie ins Wasser und hatte gleich wieder einen Biss. Diesmal ging es schon besser. Doch leider war der Fisch etwas kleiner. Es war ein Barsch.

«Möchte bloß wissen, warum sie bei dir beißen», knurrte Papa. Seine Angel hing ganz still im Wasser.

Nach einer Weile biss es wieder bei mir. Ich riss an meiner Angel, aber bestimmt zu früh. Der leere Haken zischte aus dem Wasser, flog direkt an Papas Ohr vorbei und bohrte sich in seine Joppe. Der Haken war gut, er saß so fest im Stoff, dass wir ihn nicht herausbekamen.



Wir mussten ihn endlich abkneifen, und Papa hatte nun einen Haken in seiner Joppe, für immer. Der neue Haken mit dem Köder war kaum ins Wasser getunkt, als er wie ein Blitz verschwand. Diesmal ließ ich mir mehr Zeit. Ich zog, und unten gab der Fisch durch Zappeln Antwort. Es war ein fetter Barsch. Ich zeigte Papa meine drei Fische und sagte: «Ganz schön, nicht?»

Papa nickte bloß. Er starrte auf seine Pose, die ganz still stand. In der nächsten halben Stunde fing ich noch einen kleinen Barsch, zwei Plötzen und einen Schlei. Papa fing nichts. Er holte öfter seine Angel heraus und besah sie ganz genau, als ob etwas daran kaputt wäre. Es war aber alles in Ordnung. Endlich biss es auch bei ihm.

«Hau an», sagte ich.

«Nein», sagte Papa, «ich lass ihn erst beißen, er soll sich sicher fühlen.»

«Los jetzt», schrie ich, «sonst haut er ab!»

Papa zog, aber die Rute bog sich nicht. Ein Fischchen, lang wie ein Zeigefinger, zappelte unten. Ich lachte laut, und Papa sah mich mit einem bösen Blick an. Gleich darauf fing ich einen neuen Fisch, dreimal so lang wie Papas Zeigefingerchen. Als ich meine Angel wieder ins Wasser werfen wollte, da wollte Papa seine auch ins Wasser werfen. Da verhedderten sich die Schnüre. Es dauerte eine halbe Stunde, bis wir sie wieder auseinander gebracht hatten.

Papa schimpfte dauernd, er sagte: «Es wäre besser gewesen, wenn du zu Hause geblieben wärst.»

Ich sagte dann: «Aber ich fange doch die besten Fische.» Da war Papa still.

Nun fing ich noch einen Barsch und zwei Plötzen und Papa wieder nichts.

«Komm, wir tauschen die Plätze», sagte Papa.

Ich maulte: «Du willst bloß die Fische wegfangen.»

Aber ich musste es machen. Als wir den Platz wechseln wollten, kam ich ins Rutschen. Der Kahn schaukelte ordentlich, und mir fiel die Angel aus der Hand. Sie trieb gleich weg. Papa musste den Kahn los-

binden und der Angel hinterherfahren. Jetzt war er sehr wütend. Er sagte nur: «Mit dem Angeln ist's hier jetzt aus, die Fische haben wir endgültig vertrieben.»

Wir machten woanders am Schilf fest und angelten von neuem.

Papa sagte: «Pass mal auf meine Angel auf, ich will meine Spinnangel fertig machen.»

Na gut, ich passte auf seine Angel auf. Es gab einen Biss. Ich zog und glaubte erst, die Angel steckt am Grund fest. Es war aber ein Karpfen von zwei Pfund, den ich hoch holte und Papa mit dem Kescher herausfischte.

«Ich habe ihn gefangen», sagte ich zu ihm.

Papa antwortete: «Es war meine Angel.»

Wir stritten uns eine ganze Weile, wem der Fisch gehörte, ob mir, weil ich ihn gezogen hatte, oder Papa, weil es seine Angel war. Wir kamen zu keinem Ergebnis. Dann fingen wir eine ganze Weile nichts. Es wurde heiß, und ich wusste nicht, was ich tun sollte. Da gab ich meinen Fischen Namen, der Karpfen hieß Jumbo, der große Barsch Max und die Plötzen nannte ich Anna und Petra.

Papa packte die Angeln zusammen und erklärte mir: «Du ruderst mich jetzt langsam über den See, das wirst du doch wohl fertig bringen. Ich werfe meine Spinnangel aus und werde versuchen, Hechte zu fangen.»

Er nahm eine kleine Angel mit einer Rolle unten, und an der Angel hing ein blinkendes Blechstückchen. Ich lachte. «Was soll denn das?», sagte ich. «Du hast ja gar keinen Wurm dran. Meinst du, die Fische sind doof und beißen auf Blech?»

Papa fasste sich an die Stirn. «Mein Gott, wen habe ich zum Angeln

mitgenommen, das nennt man doch Blinker.»

Aber die Fische fielen auf seinen Schwindel nicht rein. Ich ruderte, Papa angelte, keiner biss.

Plötzlich rief Papa: «Alfons, halt den Kahn an, ich sitz irgendwie fest.»

Ich konnte den Kahn nicht mehr anhalten, er drehte sich mit uns. Papa stand am Heck, und seine Angel bog sich wie ein Flitzbogen.

«Zurück!», rief er. «Du zerreißt mir das ganze Zeug.»

Wie es nun kam, weiß ich nicht mehr. Ich war zu aufgeregt. Ein Ruder fiel mir aus der Hand, drehte sich am Kahn hin und her; als ich es greifen wollte, rutschte mir das zweite Ruder aus der Hand. Die Schnur von Papas Angel riss, unser Boot trieb auf den Wellen.

«Was nun?», sagte ich zu Papa. «Wir haben keine Ruder mehr.»

Papa nickte nur traurig.

Ich suchte etwas, womit man rudern konnte. «Vielleicht mit den Händen», sagte ich.

Wir versuchten mit den Händen zu rudern. Das ging ganz langsam. Papa schwieg.

Ich wollte ihn trösten: «Aber wir haben doch so schöne Fische gefangen.»

Auch das half nichts. Erst um zwei Uhr nachmittags kam ein anderer Angler vorbei, der schleppte uns an Land. Wir machten den Kahn fest und suchten die Ruder. Dazu mussten wir um den ganzen See laufen. Das dauerte drei Stunden. Endlich fanden wir sie auf der anderen Seite im Schilf. Ich zog mir Schuhe und Strümpfe aus und kletterte ins Wasser, um sie zu holen.

Papa nahm ein Ruder auf die Schulter, ich das andere. Ich marschierte

vorn, er hinten. Zurück ging es schneller. Ich sang ein selbst gedichtetes Lied:

«Ich angle mit meiner Angel
und fische mit meinem Netze.

Ich fange lauter Karpfen
und Barsche und Plötze.

Mein Papa hat auch eine,
doch Fische fängt er keine.

«Hör auf mit dem blöden Lied», sagte er. Ich wusste gar nicht weshalb.
«Hier sind doch gar keine Fische, die ich verscheuchen kann», antwortete ich.

An einem Baum machte ich eine interessante Entdeckung. Ich sah ein ulkiges graues Gebilde, ähnlich wie eine Glocke. Was war das bloß? Ich nahm mein Ruder und stocherte dagegen; und ehe wir uns richtig versehen hatten, brummte es von allen Seiten auf uns los. Ich konnte ja nicht wissen, dass das ein Wespennest ist. Papa haute mit dem Ruder um sich. Ich rannte los. Papa hinter mir her.

Wir sind auch gut entkommen. Bloß eine Wespe stach mich in die Kniekehle. Papa bekam eins auf die rechte Backe. Wir fuhren gleich darauf nach Hause. Papa sprach kein Wort mit mir. An jeder Bahnhofshaltestelle rannten wir hinaus an die Wasserleitung und kühlten uns unsere Stiche.

Mama freute sich sehr, als wir wieder zu Hause ankamen. «So früh kommt Papa nie, wenn er alleine ist», sagte sie.

Papa nickte und hielt sich die Backe. Ich hinkte in die Küche und packte stolz die Fische aus.

«Was sagst du zu diesem?», fragte ich Mama und hielt den Karpfen Jumbo hoch.

«Großartig», sagte Mama begeistert, «da hat Papa ja Glück gehabt.»

«Die habe ich aber alle gefangen», sagte ich.

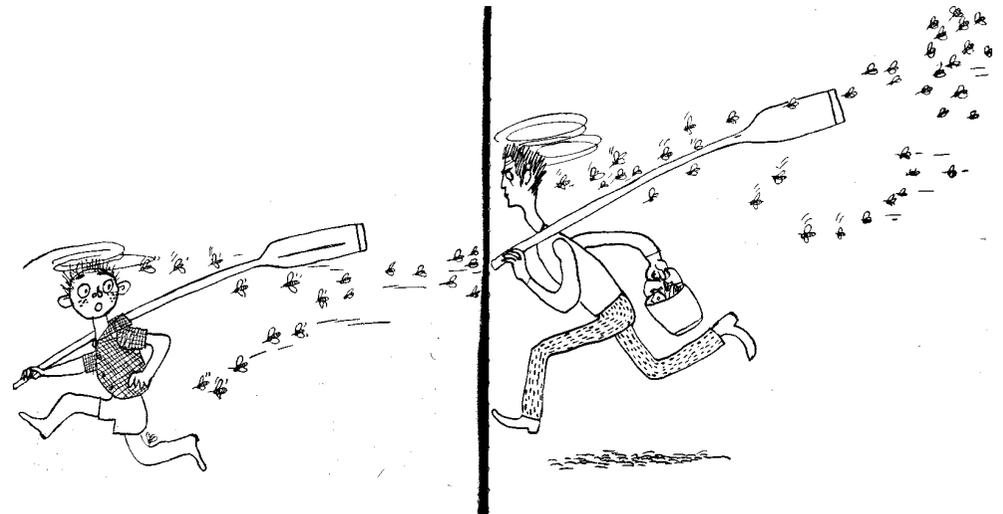
Papa winkte nur ab und legte sich aufs Sofa. Mama musste ihm essigsaure Tonerde machen und die Backe kühlen.

«Geht ihr nächsten Sonntag wieder angeln?», fragte Mama.

Papa schüttelte den Kopf.

«Aber ihr habt doch so fleißig gefangen?», sagte Mama.

«Eben darum», brummte Papa undeutlich und nahm sich die Zeitung. Ich sang mein Lied, was ich selbst gedichtet hatte, und hinkte hinaus auf die Straße, um es allen zu erzählen. Ich will jetzt jeden Sonntag angeln gehen. Angeln macht großen Spaß.



Große Schlange
und ich
donnern mit dem
Kuchenblech

Ich halte viel aus. Das Schlimmste aber für mich ist, zu Besuch zu gehen. Mir wird schon ganz schlecht, wenn ich höre, wie Mama sagt: «Nehmt euch mal am Sonntag nichts vor, wir müssen zu Tante Anna fahren.»

Dabei ist Tante Anna eine gute Frau, sie hat immer Bonbons für mich. Aber was so alles an einem Besuch dranhängt, das ist fürchterlich. Besonders Mama ist immer sehr aufgeregt und sagt Papa und mir, wie wir uns bewegen sollen und was man nicht tun darf.

Eines Tages kam eine Postkarte für Papa. Papa freute sich und rief mir zu: «Alfons, mein alter Schulfreund lädt uns zum Sonntag ein. Du kennst ihn doch noch, wir trafen ihn beim Kopfsprungübungen.»

Natürlich erinnerte ich mich.

Doch ich hatte keine große Lust, zu ihm zu gehen, weil ich schon ahnte, dass es Ärger geben würde.

Der Sonntag kam, und Mama zog mir den dunkelblauen Matrosenanzug an. Ich kann das Ding nicht leiden, denn jeder Fusel ist darauf zu sehen. Ich muss immer wie ein Denkmal stehen, damit kein Fleck darauf kommt und Mama keinen Anlass hat, mit mir zu schimpfen. Dazu bekam ich weiße Kniestrümpfe an. Man braucht sich nur einmal umzudrehen, und schon sind sie schwarz – und wieder ist Mama dann

böse.

«Wenn du in die fremde Wohnung kommst, was machst du da, Alfons?», fragte Mama mich.

«Na, dann sage ich guten Tag», antwortete ich erstaunt.

«Nein, du wartest, bis die Erwachsenen dir die Hand geben, und dann sagst du guten Tag. Überhaupt redest du nicht, wenn Erwachsene reden.»

Ich nickte und dachte, das fängt gut an mit dem Besuch.

Mama fragte weiter. «Wenn du nun guten Tag gesagt hast, was dann?»

«Na, dann setze ich mich hin und esse.» Was sollte ich sonst tun?

«Aber nein», sagte Mama, «wenn du Herrn Alfred die Hand gibst, machst du einen Diener.»

«Ich brauch doch sonst keinen Diener zu machen», sagte ich.

«Der Junge hat völlig Recht», rief Papa, der sich seit einer halben Stunde mit seinem Schlips beschäftigte, der nicht sitzen wollte. (Ich werde nie solche blöden Dinger um den Hals tragen.)

«Du trägst ja auch sonst keinen Schlips und bindest ihn dir heute zum Besuch um», sagte Mama. «Und wenn Alfons sonst keinen Diener macht, bei fremden Leuten macht er einen Diener!»

Papa und ich schwiegen. Wenn Mama zu Besuch geht, kann man überhaupt nichts sagen, sie wird gleich böse.

Wir fahren mit der Straßenbahn zu Herrn Alfred. In der ganzen Zeit kam ich nicht dazu, aus dem Fenster zu sehen, weil Mama mit mir redete. «Vor allen Dingen iss nicht so viel und nimm den Kuchen nicht in die Hand, sondern benutze den Löffel. Such dir auch nicht die besten

Stücke aus, das macht einen schlechten Eindruck.»

Ich sagte leise: «Aber die schlechten Stücke esse ich auch nicht.» So ging das die ganze Zeit.

Papas Schulfreund wohnte in einem schönen Haus in einem großen Park. Die Erwachsenen begrüßten sich eine ganze Weile. Papa stellte Mama vor, Herr Alfred seine Frau. Dann wurde ich vorgezeigt, und immerzu sagten die Erwachsenen: «... wie geht's... gute Fahrt gehabt?... nettes Wetter... legt doch ab...»

Ich überlegte, ob ich nicht auch irgendetwas sagen sollte. Ich wollte fragen, ob der Kuchen gut geraten war. Aber ich ließ es lieber bleiben. Herr Alfred schüttelte mir die Hand. «Sieh da, mein Torpedo. Geht's mit dem Kopfsprung jetzt gut?»

Ich musste daran denken, wie ich mit Papa Kopfsprung geübt hatte und vergaß den Diener. Hat mich Mama da angesehen!

Der Diener bei der Frau von Herrn Alfred klappte gut.

Plötzlich sah ich, dass noch ein Mädchen hier war. Es war die Tochter von Herrn Alfred. Sie hieß Ilse. Wir mussten uns die Hände geben. Ich machte, wie Mama es wollte, einen tiefen Diener. Dabei merkte ich nicht, dass Ilse knickste. Als ich mit dem Kopf runterging, kam Ilse gerade mit ihrem Kopf vom Knicks hoch. Wir knallten zusammen, und es tat ordentlich weh. Ilse weinte. Mama wurde ganz verlegen, und die Eltern entschuldigten sich gegenseitig. Ilse steckte mir, als die anderen nicht hinsahen, die Zunge heraus, und ich drohte ihr mit der Faust.

Dann gingen wir in die Stube. Auf dem Tisch war alles gedeckt, und ich sah gleich, dass es guter Kuchen war. Ich schnalzte mit der Zunge, und

schon sah mich Mama wieder an.

Wir setzten uns, und ich war ganz zufrieden, weil ich keine Löffel sah. Ich nahm mir ein großes Stück vom gefüllten Streuselkuchen und biss ordentlich hinein. Da fühlte ich, wie jemand auf meinen Fuß trat.

Aha, dachte ich, die dumme Ilse will sich jetzt rächen. Ich machte eine solch grimmige Miene, dass ihr vor Schreck der Mund offen blieb. Schon traf mich wieder ein Stoß. Ich wurde ärgerlich.

«Wer stößt hier mit den Beinen?», sagte ich laut und sah Ilse an. Mama nahm mich gleich in den Arm, und ich merkte, es passte ihr nicht, was ich gesagt habe.

«Du sollst doch den Löffel zum Kuchen nehmen», zischte mir Mama zu.

«Sind doch keine da, nur Gabeln», zischte ich zurück.

Mama flüsterte wieder: «Das sind doch Kuchengabeln.»

Solche Kuchengabeln gibt es bei uns nicht. Ich schüttelte den Kopf und fing mit meiner Gabel an zu essen. Ein Weilchen später bekam ich wieder einen Stoß. Jetzt merkte ich, wer das war. Mama stieß mich. Sie hatte gemerkt, dass ich beim achten Stück war, und der Stoß bedeutete: Aufhören zu essen! Und vorhin hatte Mama mich angestoßen, weil ich mit der Kuchengabel essen sollte, und ich hatte geglaubt, es sei Ilse. Ich legte meine Gabel beiseite.

Herr Alfred sagte: «Alfons, wenn du so weiter isst, bleibst du immer klein.»

«Vielen Dank, ich bin satt», sagte ich und schielte auf den gefüllten Streuselkuchen.

Die Frau von Herrn Alfred wollte mich noch einmal verlocken. «Einen Streuselkuchen nimmst du noch.»

Ich schüttelte nur den Kopf. «Zier dich doch nicht so», sagte Papa.

Gleich darauf zuckte er zusammen. Bestimmt hatte Mama ihm auf den Fuß getreten. Ich aß nichts mehr.

Nach dem Kaffee sollten Ilse und ich runtergehen. Zuerst sprachen wir nicht zusammen. Doch später fand ich, dass sie prima Zeck und Versteck spielen konnte. Und als sie mir erzählte, dass sie in ihrer Klasse einen Indianerstamm haben, in dem sie Häuptlingsfrau sei und «Große Schlange» hieß, gefiel sie mir sehr. Nicht lange, da fing mein Magen an zu knurren.

«Ich habe furchtbaren Hunger», sagte ich mürrisch. Große Schlange hatte auch Hunger. Sie erzählte mir, ihre Mama hätte gesagt, wenn Besuch da ist, darf man nicht so viel essen. Aber sie wusste einen Ausweg.

«In der Speisekammer steht noch das Kuchenblech», sagte sie, «wir schleichen hinein und holen uns etwas.»

Ich hatte zuerst Bedenken. Mama würde bestimmt sagen, als Gast darf man nicht in fremde Speisekammern schleichen. Aber Große Schlange sagte, wir sind Indianer, und Indianern ist alles erlaubt, und außerdem haben wir Hunger. Wir gingen nach oben und begrüßten alle mit Diener und Knicks, dass die Erwachsenen ganz erstaunt waren, wie folgsam wir gelernt hatten.



Dann schlichen wir in die Küche. Große Schlange öffnete geräuschlos die Speisekammertür. Der Kuchen stand ganz oben. Wir holten uns einen Stuhl, und da ich größer war, musste ich hinauf und die Stücke holen.

«Wir brauchen auch Kuchengabeln», sagte ich. Als Gast muss man schon auf solche Dinge achten.

Große Schlange zeigte mir einen Vogel. «Blöde Gabeln, nehmen wir doch sonst auch nicht.»

Ich nickte begeistert.

Dann sollte ich noch einmal ein paar Stücke herunterangeln. Diesmal schaffte ich es nicht ganz. Und ehe ich richtig zugreifen konnte, sauste das Blech mit den letzten gefüllten Streuselkuchen herunter. Ein Stück konnte ich auffangen, das andere fiel aber Große Schlange auf die Schulter und krümelte ihr in den Hals. Das Schlimmste war, dass das Blech so laut donnerte, als es herunterfiel. Wir konnten uns vor Schreck nicht rühren. In der nächsten Sekunde standen alle in der Küchentür, die Mamas vornweg.

«Um Himmels willen, was hast du getan, Alfons?», sagte Mama erzürnt.

Ich stand auf meinem Stuhl und stotterte: «Ich hatte mächtigen Hunger und Große Schlange auch, da wollten wir.

«Wie nennst du Ilse?», fragte Mama fassungslos.

«Entschuldige dich sofort bei ihr!»

«Sie heißt doch Große Schlange.»

«Ruhig, du ungezogener Junge», rief Mama.

Große Schlange, oder ich sage lieber Ilse, polkte in den Streuseln auf ihrer Schulter herum.

«Was muss Alfons von dir denken», sagte Iles Mama zu ihr, «du zeigst ihm ja schöne Sachen. Wie sieht deine neue Bluse aus.»

Ilse wurde ins Bad geführt. Zum Glück waren Papa und Herr Alfred aus der Tür verschwunden, und ich hörte sie in der Stube lachen.

Mama war nun mit mir allein, und sie sagte laut: «Nichts hast du behalten, was ich dir gesagt habe. Wie ein Wilder führst du dich auf. Mein Sohn Alfons bricht in fremde Speisekammern ein, stiehlt Kuchen, obwohl er eben gegessen hat, dann nennt er die nette Ilse eine Schlange.»

Ilse und ich mussten den Rest des Abends neben unseren Mamas sitzen bleiben, steif wie die Stöcke. Wir blinzelten uns zu, aber das war alles. Auf dem Nachhauseweg entdeckte Mama, dass meine weißen Strümpfe beim Versteckspielen etwas grau geworden waren.

Sie stöhnte bloß und sagte: «Was soll nur aus dir werden!»

Wenn wir nächstes Mal zu Besuch gehen wollen, werde ich bestimmt vorher krank, das nehme ich mir vor.

Wie ich mein Taschenmesser tauschte

Von Papa bekam ich ein Taschenmesser. Es hatte zwei Klingen und einen Fingernagelreiniger und sah sehr gut aus. Es gefiel mir so, dass ich begann, mir beim Abendbrot meine Stullen damit zu schneiden. Mama konnte das nicht leiden, und ich musste mein Messer vom Tisch wegnehmen.

Drei bis vier Wochen später kam bei uns in der Klasse ein neues Spiel auf: Schnipp-Fußball. Es wurde mit elf bunten Schnipp-Plättchen gespielt, als Ball wurde eine Papierkugel benutzt. Man spielte in zwei Mannschaften wie beim richtigen Fußball.

Ich wollte gern auch solch einen Schnipp-Fußball haben und hatte schon einen Namen für meine Mannschaft. Sie sollte Lok-Zitterbacke heißen. Doch mein Sparbüchsengeld reichte nicht, mir ein Kästchen mit den bunten Schnipps zu kaufen.

Was sollte ich tun? Da kam ich auf die Idee, mein Messer für Schnipps einzutauschen. Es tat mir sehr Leid, aber da ich keine Stullen mehr damit schneiden durfte und unbedingt Schnipps haben wollte, machte ich es.

Erwin aus meiner Klasse war dazu bereit. Er besah sich mein Messer von vorn und hinten, prüfte die Schneide an einem Stück Zeitungspapier und nickte dann zustimmend.

Ich bekam sein Schnipp-Spiel und er mein Messer. Jetzt spielte ich die ganze Oberliga durch, machte auch Länderspiele, und ohne zu mogeln,

gewann ich die meisten. Mein schönstes Spiel war Lok-Zitterbacke gegen Sachsen, das ich mit 23:4 gewann.

Eines Tages schlug ich in der Klasse vor, mal ein Schnipp-Fußballturnier zu veranstalten.

Sie sahen mich an: «Spielst du etwa noch Schnipp, Alfonsius?»

«Natürlich!»

Sie fanden das komisch und sagten: «Schnipp ist unmodern, wir machen jetzt Katapult-Zielschießen.»

Ich ging mit, um zu sehen, was sie da machten.

In den Asten eines Baumes im Stadtpark hängten sie selbst gemalte Schießscheiben aus dünnem Papier auf. Daraufhatten sie verschiedenes gemalt, und aus zehn Schritt Entfernung schossen sie mit Katapulten. Ach, waren das schöne Katapulte; manche aus Holz, aber die schönsten waren aus Metall. Alle hatten breite Gummibänder, und manche dort, wo der kleine runde Stein, das Geschoss, hinkam, eine breite Leder-schlaufe.

Pschirrr – sauste der Stein ab, und dort, wo ein Krokodil aufgemalt war, zischte das Papier auseinander.

Es war klar, auch ich musste ein solches Katapult haben, und es musste aus Metall sein.

Im Keller suchte ich nach einem alten Regenschirm, den wir mal gehabt hatten. Die Rippen waren für Katapulte sehr gut geeignet. Ich fand aber den Schirm nicht mehr. Da gelang es mir, einen Jungen aus der Parallelklasse zu einem Tausch zu überreden. Ich gab ihm meine Schnipps und ein kaputtes Auto und bekam sein Katapult. Es war ein sehr schönes aus Regenschirmrippen. Zu Hause probierte ich gleich an der

Tür, ob es genau schoss. Mama unterbrach meine Übungen. Sie zeigte mir ein paar abgeplatze Farbreste, und ich musste das Feld räumen.

Später wurde ich ein ganz berühmter Katapultschütze. Aber nach zwei Wochen hatte ich keine Lust mehr, immerzu Katapult zu schießen. Ich wollte lieber jonglieren lernen. Im Zirkus hatte ich nämlich einen chinesischen Jongleur gesehen.

Ich nahm mir vor, auch Artist zu werden und begann mit alten Tennisbällen zu üben. Zwar hatte der Jongleur mit Leichtigkeit sechs Bälle durch die Luft gewirbelt, ich wollte aber vorsichtshalber erst mit dreien beginnen.

Zwischen meinen Spielsachen fand ich nur einen. Geld, mir einen neuen Ball zu kaufen, hatte ich natürlich, aber in der Sparbüchse – so tauschte ich. Zum Glück war in der vierten Klasse das Katapultschießen ausgebrochen. Ich wurde deshalb mein Katapult, zusammen mit einer Sammlung von mindestens fünfzig ausgesuchten Steinen, für einen Tennisball los.

Den dritten Ball erwarb ich für einen Magneten und ein paar Murmeln aus meiner Reserve.

Wieder übte ich zunächst im Zimmer. Als aber gleich ein Ball auf Putzis Vogelbauer fiel und mein Wellensittich wie verrückt rumsauste, dass die Federn nur so flogen, und als der andere Ball gleich darauf an die Lampe prallte, dass ich Angst bekam, sie würde herunterfallen, ging ich lieber auf den Hof.

Das Jonglieren mit zwei Bällen gelang mir recht gut. Wollte ich es aber mit dem dritten versuchen, war es vorbei. Nacheinander fielen mir die drei Bälle auf den Kopf.

«Ausdauer, Ausdauer!» Diesen Spruch unseres Sportlehrers, des Herrn Filkendorf, sagte ich mir laut vor und begann von neuem. Leider flog der Ball nun Hochparterre ins Fenster. Ich musste mir eine ganze Weile böse Worte anhören, ehe mir die Frau dort den Ball wieder herauswarf. Er war nämlich in den Suppentopf gefallen.

Im Park jagte mich der Wächter weg, dem es nicht gefiel, wenn ich meine heruntergefallenen Bälle vom Rasen holte.

Wo ich ging und stand, übte ich. Meine Arme zitterten, aber ich schaffte es nicht, mit drei Bällen zu jonglieren.

Am besten wäre vielleicht, ich würde zu dem chinesischen Artisten in den Zirkus gehen, und ihn um Hilfe bitten.

Ich machte mich gleich auf den Weg, und als ich um die Ecke kam, sah ich die Bescherung: Der Zirkus war schon weg. Ärgerlich schoss ich den Ball mit dem Fuß hoch, er rollte auf ein Schuppendach und verschwand. Als ich das Hoftor öffnete, um mir meinen Ball zu holen, konnte ich es gerade noch zuklappen und so den großen gelben Zähnen eines Boxerhundes entgehen.

Nun besaß ich noch zwei Bälle, doch man kann damit kein Jongleur werden, und ich gab diesen Beruf auf.

Wie ich so trübsinnig nach Hause ging, sah ich ein paar Jungen mit ihren selbst gebastelten Eierkistenwagen herumfahren. Jetzt wusste ich, was ich zu tun hatte: Ich baute mir einen Eierkistenwagen.

Die nun nutzlosen Tennisbälle, dazu einen großen Ball, der allerdings schon weich geworden war, und einen kaputten Kompass tauschte ich

gegen vier Kinderwagenräder mit Achse. Sperrholz bekam ich vom Gurkenhändler. Papa half mir ein bisschen beim Bauen, so wurde es ein toller Eierkistenwagen. Ich gab ihm den Namen «Komet» und nannte mich Alfons Rosenhammer. Beim Ausscheidungsrennen unserer Klasse wurde ich Dritter und bekam die Bronzemedaille (natürlich aus Papier).

Bei einer Geländefahrt in der Kiesgrube, ich lag an zweiter Stelle, brachen mir die Achsen. Ich wurde disproportioniert! (Eine Frage: Ich habe mich mit unserem Schiedsrichter Erwin dauernd gestritten. Ich sage, es heißt nicht disproportioniert sondern disqualifiziert, aber als Sportler darf man ja wohl nichts gegen einen Schiedsrichter sagen?)

Was soll ich noch viel erzählen: Ich tauschte die vier Räder ohne Achsen an einen Jungen aus der zweiten Klasse, die gerade mit dem Bau von Eierkistenwagen begannen. Ich bekam dafür fünf Tierfiguren aus Blei, eine Kugel, die laut knallt, wenn man sie auf die Erde wirft, und einen kleinen Gummiball. Ich brauchte das ganze eigentlich nicht, aber die Räder wollte ich auch nicht mehr sehen.

Am nächsten Tag bot mir Theo eine Autobrille für meine Räder an. Ich rannte zu dem Kleinen aus der zweiten Klasse und wollte ihn überreden, den Tausch rückgängig zu machen.

Er sagte aber nur: «Getauscht bleibt getauscht, wiederholen ist gestohlen.»

Da konnte ich nichts machen.

Um das ganze nun loszuwerden, tauschte ich alles mit Peter, der mir für die Bleifiguren, die Kugel und den Gummiball vierzig Zigarettenbilder und ein paar Zahnräder einer Taschenuhr gab. Die Zahnräder konnte

man gut als Kreisel benutzen.

Gerade zu der Zeit, als ich die Bilder und Zahnräder eingetauscht hatte, kam Julius in unsere Klasse. Er kam mit seinen Eltern aus dem Erzgebirge hierher. Julius sprach zwar ulkig, aber er war ein hervorragender Holzschnitzer. Wir glaubten ihm nicht, als er uns Sachen zeigte, die er selbst gemacht haben wollte.

Ich sagte: «Nee, nee! Die hast du bei Geschenkartikel gekauft. Da stehen immer Lämmer und Hirsche.»

Julius brachte am nächsten Tag Messer und Holz in die Schule mit, und nach dem Unterricht schnitzte er vor unseren Augen einen schönen Dackel.

Das gefiel uns wunderbar, und wir bekamen alle die Schnitzwut.

Ich hatte aber kein Messer. Lange musste ich suchen und reden, ehe ich einen in der achten Klasse fand, der bereit war, ein Taschenmesser zu tauschen. Ich gab ihm dafür: vierzig Zigarettenbilder, die Zahnräder, zwei Mandolinensaiten, viel Drachenschnur und drei von meinen besten Buntstiften.

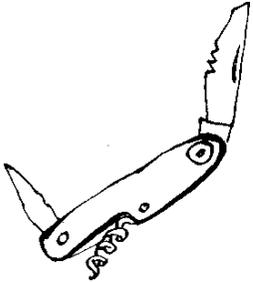
Allerdings, das Messer, was ich eingetauscht hatte, gefiel mir nicht so sehr. Eine Klinge war abgebrochen, die andere war ein wenig verrostet, und auch sonst sah es ziemlich zerkratzt aus. Aber ich brauchte das Messer und machte, dass ich wegkam, ehe dem Großen der Tausch nicht gefiel.

Zu Hause holte ich mir einen Kloben Brennholz und begann zu schnitzen. Mama schimpfte über die Späne, die in der ganzen Stube herumlagen.

Aber Papa sagte am Abend: «Lass ihn nur arbeiten, das übt Hand und Auge.» Er besah sich mein Werk und meinte, es könne eigentlich ein Schwein sein oder ein Fass mit Ohren. Es war aber ein Reh, und ich ärgerte mich, dass er das nicht sah.

Da nahm Papa das Messer, beguckte es von allen Seiten und sagte: «Wie sieht denn eigentlich das Messer aus, das ich dir geschenkt habe? So lange ist es ja noch nicht her, seit du das Messer hast. Aber es sieht aus, als hätte man es aus einem Hünengrab ausgegraben.»

Was sollte ich sagen? Ich tat, als würde ich mir das Messer ganz genau ansehen und suchte dabei nach einer Ausrede. Auf einmal brannte das Messer in meiner Hand. Am liebsten hätte ich es weit weggeworfen: Es war wirklich mein Messer! An einigen kleinen Zeichen, dem winzigen eingeritzten A. Z., erkannte ich es. Nun hatte ich mein Messer wieder.



«Was hast du angestellt?», fragte Papa, und ich sah mit Schrecken die Falte auf seiner Stirn.

Zu meinem Glück kam in diesem Augenblick unser Nachbar und lud die Eltern zum Fernsehen ein.

Ich konnte das Taschenmesser schnell in meiner Hosentasche verschwinden lassen.

Seit diesem Abend schnitze ich nicht mehr. Aber wer nimmt mir nun so ein Messer ab und tauscht es gegen einen Tischtennisschläger? Ich will

nämlich Tischtennismeister unserer Klasse werden.

Warum man mich Feueralfons nennt

Zuerst war ich ganz begeistert, als Papa und Mama mir sagten, dass ich in den Herbstferien zu Onkel Theo aufs Land fahren sollte. Ich war nämlich noch nie so richtig auf dem Dorf und mit Tieren zusammen, außer mit Putzi, meinem Wellensittich, den kenne ich ja.

Ich durfte zum ersten Mal allein mit dem Zug fahren, vier Stunden lang. Leider hatte ich etwas Ärger, weil mir beim Winken der Wind das Taschentuch aus der Hand gerissen hatte. Nun lief mir dauernd die Nase. Ich wusste nicht, wie ich's machen sollte. Ich versuchte es mit dem Ärmel. Das ging gut, gefiel aber einer Frau nicht, die mir gegenüber saß. Dann versuchte ich hochzuziehen. Das störte den Mann neben mir. Dann ließ ich die Nase tropfen.

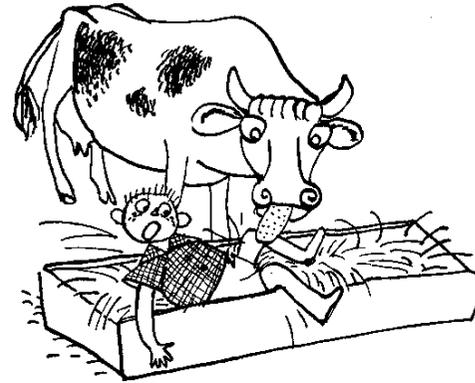
Da sagte der Schaffner: «Junge, merkst du denn nicht, dass deine Nase läuft. Du bist doch kein kleines Kind mehr.»

Onkel Theo holte mich ab und führte mich gleich durch das ganze Dorf. Am besten gefiel mir der Kuhstall der Landwirtschaftlichen Genossenschaft, der ganz sauber und hell war. Nur passierte mir da ein Ungeschick.

Ich stand im Gang zwischen den Kühen und unterhielt mich mit Onkel Theo. Ich wollte nämlich wissen, wie gemolken wird, die Technik verstand ich nicht.

Plötzlich raspelte etwas Warmes und Nasses über meine Waden. Ich

schrie auf, stolperte und fiel hin, mitten in die Futterrinne. Da sah ich über mir die nassen Kuhmäuler, die mir ins Gesicht bliesen. «Hilfe, Onkel Theo, die beißen», rief ich in meiner Angst.



Onkel Theo und die Bauern in der Nähe wollten sich bald kranklachen. «Fällt wegen einer Kuhzunge in den Futtertrog... Kühe wollen ihn beißen, hahahah.

Ich rappelte mich hoch und war sehr wütend. Ich nahm mir vor, nichts mehr zu tun, worüber die Bauern lachen konnten. Ich wollte ihnen auch zeigen, was ich für ein Kerl war. Und, als am nächsten Tag (ulkig, wie schnell so etwas in einem so kleinen Dorf herum ist) die Kinder mir nachriefen «Stadtjunge – Kuhzunge», da sagte ich mir: Die sollen mich noch kennen lernen.

Ein paar Tage später war es so weit. Tante Marta, die Frau von Onkel Theo, gab mir mittags eine große blaue Emaille-kanne mit Kaffee und einen Korb Essen, dies sollte ich Onkel Theo aufs Feld bringen.

«Er ist in den Kartoffeln hinter dem Birkenwäldchen», sagte Tante Marta. Ich verstand nicht gleich. Onkel Theo konnte doch in keine Kartoffel reinkommen.

«Stadtjunge», sagte Tante Marta, «er buddelt Kartoffeln, verstehst du

das nun?»

Ich nickte, aber ulkig fand ich das trotzdem. Bei uns buddeln nur Kinder. Kartoffeln werden doch geerntet. Tante Marta sagte mir, wie ich zu gehen hatte. Ich zog los. Ich ging aus dem Dorf, lief an der Weide entlang, blieb aber ein bisschen weg von den Kühen, wegen dem Ärger im Kuhstall. Nun kam der Wald. Es war schön im Wald. Bloß, wenn ich an Wildschweine dachte, war mir komisch. Sie sollen furchtbar gefährlich sein. Ich passte immer auf, ob ein Baum in der Nähe war, an dem ich schnell hochklettern konnte, wenn Wildschweine kamen.

Das war gut so, denn plötzlich raschelte es im Gebüsch. Ich sprang zu einer alten Kiefer und wollte dran hochklettern. Doch leider war die sehr dick. Ich kam nicht sehr hoch. Eine Weile hing ich wie ein Spielkletteraffe, bei dem der Faden gerissen ist. Ich machte schnell die Augen zu. Aber es passierte nichts. Was da geraschelt hatte, war nur ein Hase, der sich genauso erschreckt hatte wie ich. Ich fand es blöde, sich wegen einem Hasen die Hose zu zerreißen (es war ein ganz schönes Loch geworden). Und Sand in Onkel Theos Mittag hatte ich auch gemacht (ich habe nämlich den Korb fallen lassen).

Zum Glück kam auch nachher kein Wildschwein mehr. Trotzdem war ich froh, als ich aus dem Wald herauskam und die Felder sah. Da war auch das Birkenwäldchen, hinter dem Onkel Theo und seine Brigade arbeiten sollten.

Doch was war denn das? Über dem Birkenwäldchen hingen blaue Rauchfäden. Tatsächlich, ich hatte mich nicht geirrt, es musste dort irgendwo brennen. Ja, dort waren noch mehr Rauchfäden und dort auch. Waldbrand!!!

Blitzschnell drehte ich mich um und sauste zurück. Jetzt werde ich euch zeigen, was ich kann, dachte ich. Ich rette den Wald, ich rette das Dorf, ich komme in die Pionierzeitung, und in meiner Klasse ärgern sie sich grün darüber. Vielleicht bekomme ich sogar eine Medaille.

Ich rannte, was ich konnte, und hatte überhaupt keine Angst mehr vor Wildschweinen. Bald fing es an, in meiner Seite zu pieken. So musste es Emil Zatopek immer weh tun, dachte ich. Und ich hielt wie er den Kopf schief auf die Seite, riss den Mund auf und rannte weiter. Um den Weg abzukürzen, rannte ich über die Weide.

Die Kühe wedelten mit Schwanz und Ohren und glotzten mich dumm an.

«Platz, ihr Viecher, es brennt», rief ich. Sie muhten und rannten herum. Ich sauste unter dem Weidenzaun durch (was machte es schon, dass dabei auch noch die andere Seite von der Hose aufriss, ich musste doch das Dorf retten).

Meine Tante stand in der Küche und wurde ganz weiß, als ich hereinstürzte.

«Alfons, haben dich die Jungens verhauen, wie siehst du aus?»

Sie nahm mein Hemd und klappte es auf dem Rücken auseinander. (Den Riss hatte ich gar nicht bemerkt.)

«Alles nicht wichtig», sagte ich. «Das Dorf... ich muss das Dorf retten...»

Meine Tante wusste nicht, was sie sagen sollte. Sie schüttelte nur den Kopf.

Ich nahm meine ganze Kraft zusammen und schrie: «Tante Marta, es brennt!»

«Jessas, wo?»

«Feurio, Feurio, der Wald brennt!»

Tante Marta sauste mit ihren Holzpantinen los. Ich hinterher. Tante Marta konnte auch nicht schlecht laufen! An einem Holzschuppen beim Dorfteich blieb sie stehen und schlug wie wild gegen eine Schiene, die da hing, und schrie: «Feurio, Feurio, der Wald brennt!»

«Ich hab's genau gesehen!», schrie ich.

Nun war es im Dorf wie ein Ameisenhaufen. Zuerst rannten die Kinder aus den Häusern. Dann kamen die Frauen. Zuletzt die Männer. Die zogen sich im Laufenden ihre Feuerwehruniform an. Der Bürgermeister war Feuerwehrkommandant. Er hatte schon den Helm auf, war aber noch in Hosenträgern. Ich musste schnell erzählen, wo der Brand war. Der Schuppen wurde aufgeschlossen, und alle zogen die Pumpe heraus. Pferde wurden gebracht.

«Dösköpfe», schrie der Bürgermeister, «zurück mit der Pumpe, im Wald haben wir kein Wasser, da brauchen wir die Pumpe nicht.»

Es wurden Schippen gebracht, ein Pferdewagen kam, sechs Männer von der freiwilligen Feuerwehr sprangen auf, ich auch, denn ich musste den Weg zeigen.

Im Galopp rannten die Pferde los, ich musste mich festhalten. Die freiwillige Feuerwehr zog sich inzwischen ganz an. Alle fluchten, denn jeder hatte etwas vergessen. Einer war in Uniform, hatte aber nur Pantinen an. Ein anderer hatte sein Koppel vergessen und der Bürgermeister seine Feuerwehrjacke. Als er das merkte, schrie er: «Halt!»

Der Kutscher riss an den Zügeln, der Wagen stand, und wir fielen alle

hin.

«Ick häw min Jack vergäten!», sagte der Bürgermeister, und er zog sich den Helm, der ihm auf die Nase gefallen war, zurecht. «Ach, schietegal», sagte er dann, «führ los, Jahn, de Wald brennt.»

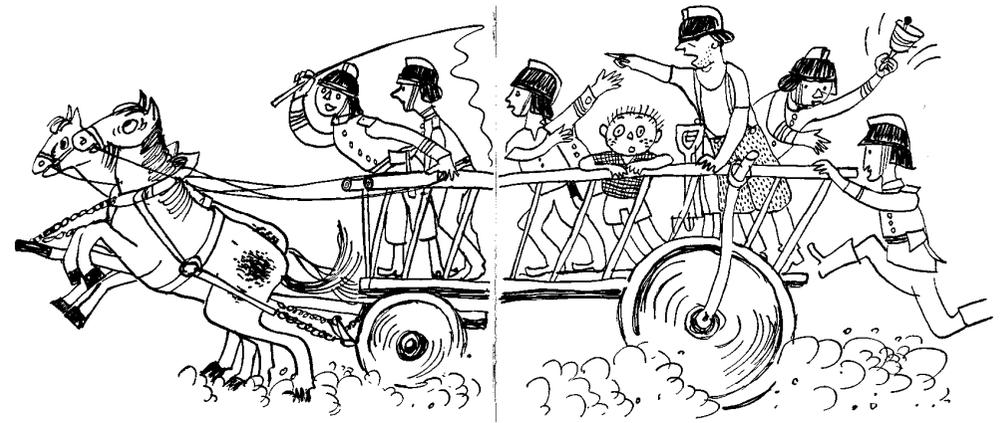
Dann rief ich «Halt!» Die Pferde wurden wieder zum Stehen gebracht, wir sausten noch einmal durcheinander, und dem Bürgermeister fiel wieder der Helm auf die Nase.

«Wat is nu?», riefen die freiwilligen Feuerwehrleute.

Ich sagte: «Wir können hier den Weg abschneiden, wenn wir über die Weide fahren.»

Die Feuerwehrleute sahen mich ganz komisch an.

Der Bürgermeister rieb sich die Nase und brummte: «Wir können doch mit dem Wagen nicht über Zaun und Koppel fahren, Döskopp.»



Weiter ging es.

Wir rasten durch den Wald. Da sah ich etwas Buntes auf dem Weg liegen. Ich erkannte es zuerst nicht. Als ich es erkannte, war es zu spät. Onkel Theos Emaillekanne und der Korb zerkrachten unter den Rädern.

«Anhalten!», rief ich.

Der Kutscher riss an den Zügeln, alle fielen durcheinander, und der Bürgermeister schrie laut «au», als ihm der Helm auf die Nase rutschte.

«Zum Deibel ok, wat is los!»

«Onkel Theos Essen ist hin», sagte ich. Ich sprang ab und lief zurück. Die Kanne war platt wie eine Briefmarke, und die schöne Erbsuppe sickerte im Sand. Ich heulte bald vor Wut. Warum hatte ich sie bloß mitten auf dem Weg stehen lassen.

«Komm», schrie die Feuerwehr, «das Ding ist hin, wir haben keine Zeit.»

Wir sausten aufs Feld, kamen durchs Birkenwäldchen und waren dort, wo Onkel Theo mit seiner Brigade arbeitete.

Als sie die Feuerwehr auf dem Wagen sahen, kamen sie alle gleich angelaufen.

Ich wollte etwas sagen, aber der Bürgermeister schrie: «Die Männer alle rauf, es brennt!»

Ich zupfte an seinem Hosenträger.

«Hol dat Mul», sagte der Bürgermeister zu mir, «du hast uns schon zweimal aufgehalten.»

Und ich hatte doch so Wichtiges zu sagen!

Die Männer sprangen auf den Wagen, der Kutscher lenkte zurück und es ging wieder los. Jetzt erst sah mich Onkel Theo. Er blickte auf die platte Kanne in meiner Hand und mein zerrissenes Hemd.

«Was machst du hier auf dem Feuerwehrwagen?», fragte er.

Alle sahen mich an.

«Hei hätt doch den Brand funden», sagte der Bürgermeister und rieb

seine rote Nase.

«Halt!», schrie ich. «Sofort anhalten!»

Der Kutscher riss an den Zügeln, alle purzelten durcheinander, und dem Bürgermeister sauste wieder der Helm auf die Nase.

«Verdammig!», rief er. «Jetzt ist's genug!»

«Aber der Brand!», rief ich.

«Wo, wo?», schrien alle.

Ich zeigte zurück aufs Feld. Dort brannte es doch! Überall lagen kleine Scheiterhaufen, von denen der blaue Rauch ganz senkrecht in die Luft stieg.

«Na hier, überall!»

Die freiwillige Feuerwehr sah sich an! Der Bürgermeister nahm seinen Helm vom Kopf. Einer fing an zu lachen, noch ein anderer; zuletzt lachten auch Onkel Theo und der Bürgermeister. Sie wurden ganz rot und dick dabei und wischten sich die Tränen aus den Augen. Der Bürgermeister klatschte immerzu auf seinen Helm.

Er röchelte: «Ein Kartoffelfeuer ist doch kein Brand, Jung.» Nun sagten die Jungen nicht mehr «Kuhzunge – Stadtjunge», sondern «Feueral-fons» zu mir. Ich habe Onkel Theo gebeten, nichts darüber nach Hause zu schreiben. Von meinem Taschengeld werde ich ihm eine neue Emaillekanne kaufen, vielleicht schreibt er dann nichts. Kartoffeln esse ich auch nicht mehr gern, ich muss immer an meinen Feueralarm denken. Und wenn die Sache bekannt wird, komme ich in der Zeitung bloß auf die Witzseite.

*Als mir ein Löwe auf der
Treppe begegnete*

Eines Tages kam Peter, unser Vorsitzender, und sagte uns, ob wir nicht einen Wettbewerb machen wollen, wer am meisten Altstoffe sammelt. Alle wollten mitmachen. Ich war sehr stolz, als sie mich zum Leiter der Papiersammlergruppe ernannten. Wir wollten in die Häuser gehen, klingeln und nach Altpapier fragen. Altpapier ist sehr wichtig.

An einem schönen Tag zogen wir los. Jeder sollte ein Haus nehmen. Ich als Leiter der Gruppe ging gleich ins erste. Den Handwagen ließen wir vor der Tür stehen. Ich klingelte parterre. Das war falsch. Aber das stellte sich erst viel später her aus.

Es machte mir ein Fräulein auf. Sie guckte mich scharf an und fragte schnippisch: «Was willst du?»

Ich sagte gar nichts, sie hatte so barsch gefragt, dass ich gleich rot wurde. Ich kann mich furchtbar ärgern, aber bei solchen Gelegenheiten bringe ich nie einen Ton heraus.

Bums – schlug sie die Tür zu. Ich stand eine ganze Zeit davor und dachte, ich muss es noch einmal probieren, denn vielleicht hat sie wirklich etwas Papier.

Ich klingelte wieder. Das schwarzhaarige Fräulein kam wieder heraus. «Du bist wohl ein Klingler, der die Leute zum Narren hält?»

«Nein», stotterte ich. «Ich brauche Papier.»

«Und da kommst du zu mir? Gehe zum Schreibwarenladen und kaufe dir etwas!»

Bums – war die Tür wieder zu. Das war ein schöner Anfang. Aber ich sah ein, dass ich selbst Schuld hatte. Ich hätte ja genau sagen können, weshalb ich gekommen bin.

Beim Nächsten ging es schon besser. Eine kleine rundliche Frau gab mir einen ganzen Stoß alte Zeitungen. Ich freute mich und sagte: «Vielen Dank, Frau Thade.» (Den Namen hatte ich gerade am Schild gelesen.) Die Frau war sehr freundlich und gab mir noch einen kleinen Kartoffelpuffer.

Ich kam ins nächste Stockwerk. Jetzt war ich schon in Übung. Als ich ins zweite Stockwerk kletterte, hatte ich ganz schön zu tragen. Ich hatte beide Arme voll Papier und eine Tüte voll Knochen.

Im dritten Stockwerk bekam ich auch ordentlich. Hier wohnte ein Professor. Der suchte viel altes Zeug heraus, Papier, Messingstäbe, und war auch sonst sehr freundlich.

Ich ärgerte mich, dass ich nicht oben begonnen hatte. Das ganze Papier hinuntertragen wäre leichter gewesen. Ich ächzte und stöhnte, als ich ins letzte Stockwerk stieg. Wieder sagte ich meinen Vers auf und bekam ganz schöne Packen Papier. Jetzt konnte ich kaum noch drüber hinwegsehen und war von oben bis unten beladen. Nun musste ich wieder hinunter.

Doch kaum war ich um den Treppenabsatz herum, da blieb ich wie festgenagelt stehen. Vor der Tür des Professors saß ein – Löwe. Er sah mich immerzu ernst an und rührte sich nicht. Ich sprang sofort zurück und setzte mich vor Schreck hin. Ob mich ein Spuk genarrt hatte? Ich schielte noch einmal ums Geländer. Wahrhaftig, da saß er, ganz still, wie zum Sprung bereit, und glotzte zu mir herauf. Ob er wohl die

Knochen gerochen hatte?

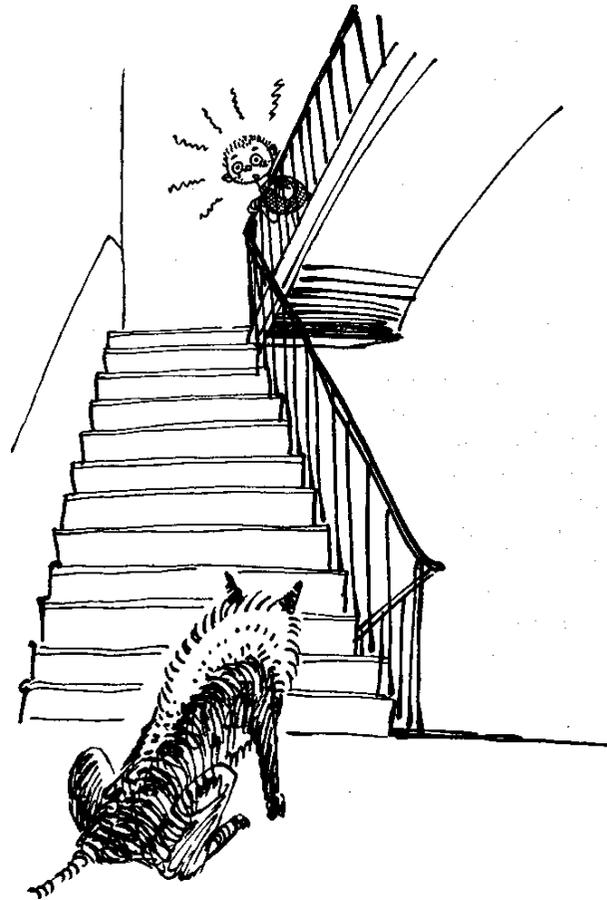
Wohin sollte ich fliehen? Wenn ich eine schnelle Bewegung machte und die Treppe hinauf rannte, würde er mir sicherlich nachkommen. Vielleicht könnte ich irgendwie aus dem Fenster entkommen. Rechts neben mir war das Flurfenster. Es stand halb offen. Ich machte es ganz langsam auf und schaute hinunter. Unten standen die anderen um den Wagen und warteten auf mich.

Ich beugte mich vorsichtig hinaus und flüsterte: «Ich kann nicht kommen, werde von einem Löwen festgehalten.» Aber weil ich flüsterte, verstanden sie mich nicht.

Ich rief etwas lauter: «Ein Löwe – Vorsicht!», und drehte mich um.

Aber der Löwe hockte immer noch am selben Ort und starrte mich an. Die Jungen blieben noch eine Weile stehen, zeigten mir dann einen Vogel und zogen zum nächsten Haus.

Ich setzte mich auf die Treppe, unbeweglich und starr. Der Löwe hockte unten – und rührte sich nicht. Das dauerte wohl eine Stunde. Ich konnte nicht mehr. Ob ich um Hilfe schreien sollte? Der Löwe brauchte ungefähr zwei Sätze, bis er bei mir war. Inzwischen konnte ich aus dem Fenster, aber wohin? Vor dem Fenster stand ein Kastanienbaum. Allzu hoch «war er nicht, und unten war Rasen. Nach einer weiteren halben Stunde beschloss ich zu fliehen.



Ich nahm ganz vorsichtig meinen großen Packer Papier, der musste doch gerettet werden, und warf ihn aus dem Fenster. Nun wehte aber ein Wind, und mein schwer gesammeltes Papier flatterte herum. Ein Packer fiel einer alten Frau direkt vor die Füße. Ich stellte mich schnell hinters Fenster und schielte zum Löwen. Aber der saß da und starrte mich an, als ob ihm schon das Wasser im Munde zusammenlief. Dann kletterte ich vorsichtig aus dem Fenster und griff mir einen dicken Kastanienzweig.

Es ging ganz gut. Allzu hoch war es ja nicht, und die Äste waren dick. Nur die Tüte mit den Knochen störte mich sehr und die Messingstäbe. Als ich mich gerade vom letzten Ast auf den Rasen hinunterlassen wollte, packte mich jemand an der Hose. «Aha», sagte eine tiefe Stimme, «da haben wir den Lausebengel, der immer in unseren Bäumen herumklettert und den Rasen verwüstet. Hast du vielleicht auch das ganze Papier hier herumgeschmissen?»

Es war der Hausmeister, der mich mit finsterem Blick ansah und mit seiner derben Hand festhielt.

«Aber nein», sagte ich, «ich bin das nicht.»

«Aber was machst du denn hier, willst du vielleicht noch streiten, dass ich dich hier im Baum gepackt habe?»

«Nein», sagte ich, «Sie haben mich wirklich im Baum gepackt. Aber ich klettere hier nicht zum Spaß herum. Ich fliehe vor einem Löwen. Ich bin der Pionier Alfons Zitterbacke und sammle Altpapier.»

«Nun schlägt's dreizehn», sagte der Hausmeister, «wo soll denn hier ein Löwe herkommen im Kastanienbaum?» Immer noch hielt er mich fest gepackt.

Ich sagte: «Nicht im Kastanienbaum, vor der Wohnung vom Professor sitzt er, und ich musste aus dem Fenster steigen da oben.» Der Hausmeister sah mich scharf an.

«Komm mal!», rief er. «Wir gehen nach oben.»

Ich sträubte mich. «Nein, nein», rief ich, «ich will nicht gefressen werden.»

Inzwischen waren schon ein paar Leute hinzugekommen, und es gab einen kleinen Auflauf. Sie tuschelten: «Er will einen Löwen gesehen

haben – und ist aus dem Fenster gesprungen.»

Ein paar Leute lachten, ein paar machten ernste Mienen.

«Wo soll er denn sein?», sagte ein Mann.

«Auf dem Treppenabsatz sitzt er», sagte ich.

Da kamen auch die Pioniere, und Peter, unser Gruppenratsvorsitzender, drängte sich durch die Menschen.

«Hast du was ausgefressen, Zitterbacke?», sagte er. «Machst du schon wieder Ärger?»

Jetzt wurde ich wütend.

«Kann ich dafür, wenn ein Löwe auf der Treppe sitzt, wenn ich Altpapier sammle? Immer bin ich's.»

Der Hausmeister, der Mann und ich sollten hinaufgehen, nach dem Löwen sehen. Der Hausmeister nahm einen Spaten mit und der Mann einen Stock.

Mir fiel ein, ich könnte die Tüte mit Knochen mitnehmen, die wollte ich dem Löwen vorwerfen, das würde ihn ablenken, und ich könnte fliehen.

Plötzlich trat der Professor aus der Tür. Der Hausmeister stürzte auf ihn los.

«Herr Professor», sagte er, «dieser Junge hier behauptet, vor Ihrer Tür sitzt ein Löwe.» Der Professor schüttelte den Kopf. «Es ist kein Löwe, sondern eine Hyäne.» Die Leute wurden unruhig, und ich sagte laut: «Sehen Sie, ich hatte doch Recht gehabt.» Peter flüsterte mir zu: «Hast nicht Recht gehabt, eine Hyäne ist kein Löwe. Musst in Biologie besser aufpassen.» Inzwischen sagte der andere Mann: «Warum lassen Sie denn eine Hyäne auf die Treppe, dass der Junge aus dem Fenster klettern muss?»

passiert.

Der Professor verstand erst gar nicht – aus dem Fenster? – Hyäne loslassen –? Plötzlich fing er furchtbar an zu lachen. Es schüttelte ihn in seinem Mantel ordentlich hin und her. Er nahm seine Brille ab und wischte sie, weil ihm die Tränen rangekommen waren.

«Aber da gibt es gar nichts zu lachen», sagte ich, «auch eine Hyäne ist gefährlich und kann zubeißen.»

«Nein, haha, nein, diese Hyäne, haha...», rief der Professor und hielt sich seinen Bauch fest, der ihm wohl vor Lachen wehtat, «die kann nicht mehr beißen, die ist ausgestopft. Ich hatte sie herausgestellt, weil sie schon so von Motten zerfressen ist, und ich dachte, du könntest sie als Lumpen mitnehmen.»

Die Leute lachten so laut, dass ein Polizist näher kam, um zu sehen, was es gab.

«Gar nichts ist hier passiert», sagte der Hausmeister und prustete. «Hier ist nur ein kleiner Junge, der vor einer ausgestopften Hyäne aus dem Fenster gesprungen ist.»

Ich sammelte inzwischen das Papier zusammen und trug es zum Wagen.

Das hat man nun davon, wenn man so eifrig ist.

In der nächsten Woche nehmen wir in Biologie Tiere in Afrika durch, auch die Hyäne. Als unser Lehrer das sagte, meldete sich Bruno und stand auf.

«Da kann Ihnen Zitterbacke eine schöne Geschichte erzählen. Er war schon einmal auf Hyänenjagd.»

Die ganze Klasse kicherte. Ich saß da und hatte einen roten Kopf. Und morgen gehen wir wieder Altpapier sammeln. Wer weiß, was mir jetzt

Was mir in der Straßenbahn passierte

Neulich wollte ich zu Tante Sigrid fahren. Erst war ich ganz alleine an der Straßenbahnhaltestelle, dann kamen immer mehr Leute. Als die Straßenbahn um die Ecke klingelte, war es schon eine solche Menge, dass ich aufgehört hatte, sie zu zählen. Die Straßenbahn hielt, und nun beginnt eigentlich die Geschichte.

Ein älterer Mann sagte zu einem anderen: «Nu sieh dir doch mal den Jungen hier an, der weiß überhaupt nicht, wo er hin will, mal vor, mal zurück.»

Ich hörte das und erschrak. Was die Erwachsenen so von einem denken, dabei war ich doch der Erste hier. Ich trat zurück und einem Fräulein auf den Fuß – wie die schimpfte. Ich drängelte mich zurück und dachte: Wenn sie so sind, will ich zeigen, wie man höflich ist. Ich stellte mich ganz hinten an.

Als ich an der Tür dran war und noch aufspringen wollte, rief der Schaffner: «Frecher Lümmel, im letzten Moment ankommen und noch aufspringen... die Beine brechen, was!»

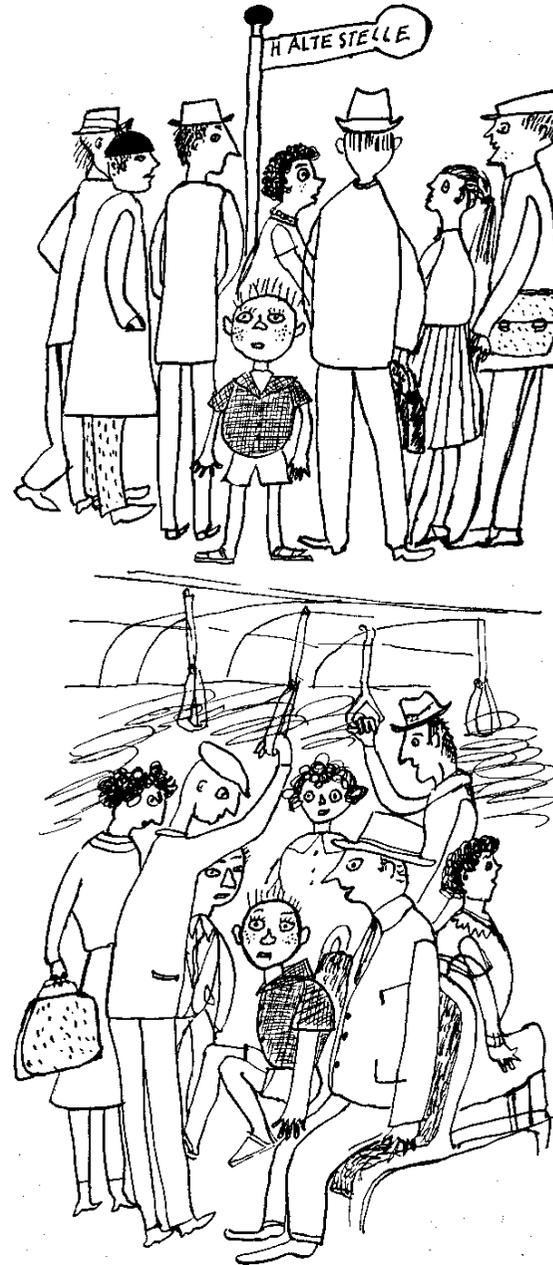
Er fuhr ohne mich los.

Die nächste Bahn kam auch voll an. Diesmal passte ich auf und drängelte mich wirklich rein.

Da fingen die Leute wieder an: «Der Kleine mit den Sommersprossen drängelt ja furchtbar.»

Ich antwortete ganz leise: «Wenn man nicht drängelt, meckern sie,

drängelt man, ist's auch nicht richtig.»



Wie gesagt, ich hatte ganz leise gesprochen, aber irgendwer hatte es gehört. Und eine ältere Frau, die einen breiten, schwarzen Hut trug, wie Geierflügel hingen die großen Schlappen über die Ohren herunter, rief mit hoher Stimme:

«Er wird noch frech.»

Als ich mich nun erinnerte, was meine Mama immer sagt, ‚Alfons, auch wenn du einmal im Unrecht bist, werde nicht frech, sei lieber still, reden ist Silber, schweigen ist Gold‘, da schwieg ich eben golden.

Die Frau mit den Geierflügeln über den Ohren hatte nun etwas Neues gefunden. Sie sagte zu ihrem Nachbarn: «Verstockt ist er auch noch, frech und verstockt. Na ja.

Der Mann nahm die Pfeife aus dem Mund und sagte: «Na, wir führen uns ja auch nicht immer angenehm auf.»

Dabei bekam er von den Letzten, die sich noch in die Bahn stopften, einen Stoß und sauste zwischen die Bänke.

Es waren sechs Stationen bis zur Tante. Beinahe wäre ich nicht aus der Bahn gekommen. Ich musste schon ordentlich meine Ellenbogen in die Bäuche der Erwachsenen pressen, um Platz zu finden. Was die mir noch alles nachriefen!

Nun überlege ich dauernd, wie steigt man in die Straßenbahn ein? Drängelt man nicht, ist's nicht richtig, sie sagen, man steht unnütz rum. Drängelt man, gibt's noch mehr Ärger.

Ach, eigentlich ist es traurig, zehn Jahre alt zu sein und noch nichts zu sagen zu haben. Manchmal träume ich nachts, ich bin Straßenbahnfahrer und fahre so schnell, dass allen schlecht wird, und sie ganz stumm und klein auf den Bänken sitzen. Immer kleiner werden sie und

ich immer größer und lache höhnisch und rase mit ihnen durch die dunklen, stillen Straßen.

Habt ihr auch schon mal so geträumt?

*Warum ich die
Posaunenlawine
ins Rollen brachte*

Es fing damit an, dass ich über Neujahr die Großeltern besuchen durfte. Sie wohnen in einer kleinen und schönen Stadt. Da habe ich mich sehr gefreut. Natürlich nicht nur über die Stadt, sondern vor allem, dass ich bei Oma und Opa alles machen kann, was ich will. Aber es kam anders. Eines Tages traf ich drei Opas im Gespräch. Der erste war mein eigener, der zweite und der dritte sind eigentlich nicht meine Opas, aber ich kenne sie lange und nenne sie also: Opa Pollich und Opa Mürkelmeier. Sie saßen ganz wütend am Tisch und sprachen so laut, dass ich dachte, sie zanken sich.

Opa Pollich sagte: «Paul (das ist mein eigener Opa), du musst es schaffen, was sollen die Leute von uns sagen.»

Mein eigener Opa sagte: «Friedrich, du kannst es mir glauben, ich würde es gern machen, aber mit dem Schnupfen und dem roten Hals...»

Opa Mürkelmeier sagte: «Paul, lass uns nicht im Stich, seit zwanzig Jahren machen wir das, was soll die Stadt von uns denken.»

Mein Opa jammerte: «Aber du musst doch einsehen, Ewald, ich kann einfach nicht.»

Da bemerkten sie mich und knurrten mich an, was ich hier bei dem schönen Winterwetter im Zimmer mache. Ich murkelte am Fenster herum und hörte weiter zu, denn so kannte ich die Opas eigentlich nicht. Bis ich herauskriegte, dass Opa nicht Posaune blasen konnte. Die drei

Opas spielen nämlich immer am Silvesterabend auf dem Rathausturm ein paar Lieder. Mein Opa spielt Posaune. Opa Mürkelmeier hat eine kleinere Trompete, und Opa Pollich bläst auf einem Horn.

Und jetzt war mein Opa so erkältet, dass er nicht spielen wollte und konnte. Das war eine Aufregung unter den Opas, und immer wieder fingen sie an, an mir herumzu-mäkeln, wenn sie ordentlich wütend waren – als ob ich schuld sei.

«Paul, du musst spielen!», baten die anderen Opas stets von neuem.

Aber mein Opa schüttelte zuletzt nur den Kopf und sagte krächzend:

«Ich kann ja kaum noch reden.»

Opa Pollich, der immer am meisten Witze machte, lachte auf einmal und sagte: «Wie war's denn mit Alfons? Nehmen wir ihn mit auf den Turm, soll er dich vertreten, Paul!»

Mein Opa sah ihn durch seine Brille böse an. «Friedrich, mach keine Witze. Alfons kann doch nicht blasen!»

«Aber wir müssen spielen», sagte Opa Mürkelmeier, «was soll die Stadt von uns denken...»

Opa Pollich hatte sich in seinen Vorschlag verbissen.



«Warum soll es denn nicht gehen? Der Junge ist bald so groß wie du. Wir ziehen ihm deinen dicken Mantel an und setzen ihm deine Pelzmütze auf, und dann soll er oben stehen, und wir beide blasen eben mit doppelter Kraft. Das merken die Leute unten vielleicht gar nicht.» Die drei Opas sahen sich an.

«Wie kommt man auf den Turm rauf?», fragte ich (mir wird nämlich so leicht schwindlig).

«Na, auf einer Holzterappe natürlich. Kann einen der Bengel mit seinen Fragen verrückt machen!», sagte mein Opa schon wieder wütend über mich. Er nahm einen tiefen Schluck aus dem Grogglas.

Der Vorschlag schien ihm doch irgendwie zu gefallen.

«Komm mal her!» Er stand auf, und ich musste mich neben ihn stellen. Viel fehlt nicht mehr, und ich habe seine Größe erreicht (Oma ist viel größer als Opa).

Opa Mürkelmeier sagte: «Also, mir gefällt die Sache auch. Alfons stellt sich oben mit der Posaune hin, und wir blasen. Wenn wir unsere drei Lieder rumhaben, ist es zehn Minuten vor zwölf, und die Leute passen schon nicht mehr so genau auf.»

Mich fragten sie dann gar nicht mehr, und ich traute mich nicht, ihnen zu sagen, dass mir furchtbar schnell schwindlig wird.

Der Silvesterabend war gekommen. Oma sagte immer wieder zu den drei Opas: «Ihr seid wie die Kinder, lasst doch mal das Blasen ausfallen... Alfons, du bist ganz blass.»

Ich sagte nichts und ließ mir Opas dicken Pelzmantel überziehen und die Mütze auf den Kopf setzen. Nun war ich doppelt so schwer wie sonst. So zog ich dann mit Opa Mürkelmeier und Opa Pollich ins Rathaus. Mein Opa stand mit einem riesigen Wollschal um die Ohren am Fenster und sah uns nach.

Als wir die Treppe hinaufgingen, nahm mir Opa Pollich die große Posaune ab. Ich trug also das Horn. Aber auch damit blieb ich im Geländergitter hängen. Es wurde bloß ein bisschen verbogen. Das war noch gar nicht schlimm, viel schlimmer kam's nachher!

Als wir aus der großen wurmstichigen Holztür auf die Turmplattform stiegen, wurde mir ganz gelb vor Augen (schwarz war es ja sowieso, denn es war Abend). Ganz unten, wie kleine Käfer, liefen die Leute herum und sammelten sich langsam. Sie wussten, bald würde das Turmkonzert beginnen. Die Opas ermahnten mich noch einmal: «Blas nicht in die Posaune, stehe nur ganz ruhig da, und wenn wir aufhören und mit unseren Mützen winken, dann winkst du auch mit deiner

Mütze.»

Ich nickte und presste die Posaune dicht an mich. Die Opas begannen mit ihrem Konzert. Ich fand, es klang gut. Unten rannten die Leute wie Ameisen durcheinander. Beim zweiten Lied gingen die Opas an die andere Geländerseite. Hier war es, als hing man direkt über dem Abgrund. Ich hatte ein ganz komisches Gefühl im Magen. In diesem Augenblick donnerte es zweimal furchtbar neben mir. Ich dachte, man hätte einen Kanonenschlag entzündet. Wie wahnsinnig blies ich in die Posaune hinein. Alles vor Angst und Schreck. Es wimmerte und knurrte.

Opa Pollich hörte auf zu blasen und rief mir zu: «Aufhören, Alfons, aufhören!»

Er fing wieder an zu blasen, aber kam nun gar nicht mehr mit Opa Mürkelmeier in ein Lied rein.

«Weg!», zischte er.

Ich drückte mich zur Seite und sah in die schwarze Tiefe mit den bunten Lichtern und dem Gewimmel unter den Laternen. Neben mir bliesen die beiden Opas ganz seltsam durcheinander gehende Dinge.



Und dann wieder dieses Donnern. Diesmal sogar dreimal. Zuerst wollte ich wieder vor Angst und Schreck in die Posaune hineinblasen. Aber wie der Blitz ging es mir durch den Kopf: Du darfst nicht blasen! Ich ließ die Posaune los, oder vielmehr sie fiel mir aus der Hand. Ich wollte das Ungetüm auffangen, ans Geländer drücken. Die Hände waren mir kalt vom Wind und vom Schrecken und nass vom Schnee auf dem Geländer. Die Posaune neigte sich langsam über das Geländer. Ich griff verzweifelt auf dem kalten Posaunenbauch umher. Wie ein großer

goldener Fisch verschwand die Posaune vor unseren Augen.

«Hilfe!», schrie ich. «Ihr werdet alle erschlagen!»

Opa Pollich und Opa Mürkelmeier hatten aufgehört zu blasen. Opa Pollich hielt sein Horn mit steifen Armen vor sich gestreckt und rief mir zu: «Alfons, wo ist die Posaune?»

Ich zeigte nach unten.

Aber sie erschlug niemand. Die Posaune kullerte aufs Dach und drückte sich dort im dicken Schnee fest. Da hing sie an der Regenrinne. Die Käfer, vielmehr die Menschen unten, bekamen aber eine tüchtige Portion Schnee von meiner Posaunenlawine. Wir sahen sie winken und hörten auch Rufe. Ich machte, dass ich die Treppe hinunterkam.

Hinter mir hörte ich Opa Pollich und Opa Mürkelmeier zanken. «Du hast den Vorschlag gemacht, Ewald.»

«Nein, du hast gesagt, dass Alfons hier mitmachen soll.»

Mir war wohler, als ich wieder festen Boden unter den Füßen spürte. Gleich danach hatte mich eine feste Hand bei den Ohren.

Opa knurrte: «Was hast du aus uns gemacht, Junge? Seit zwanzig Jahren... unser schönes Turmkonzert. Die Leute lachen über uns – und meine Posaune, wo ist meine Posaune? Ich zeigte diesmal nach oben.

Ich weiß nicht, was die Erwachsenen immer haben. Richtig zugehört hat bestimmt keiner beim Konzert in der Silvesternacht, einige hatten schon Schwärmer und Feuerwerk angezündet. Vielleicht dachten die Zuschauer sogar, die Sache mit der Posaune sei ein besonderer Trick. Außerdem war Opas Posaune ziemlich heil. Die Feuerwehr hat sie am nächsten Tag mit der Leiter heruntergeholt. Nur das Mundstück war

weg. Das aller kleinste Stück von der Posaune. Natürlich behaupten die Opas jetzt, es sei das wichtigste Stück.

Heute ist der 4. Januar, und immer wieder streiten sich die drei Opas, wer zuerst den Vorschlag gemacht hat, dass ich mich oben hinstellen soll. Ich weiß, dass es Opa Pollich war. Aber ich schweige, denn die Opas wollen sehr wenig mit mir zu tun haben, scheint mir. Sie behaupten, ich sei eben ein ganz ausgemachter Wildfang und Rüpel. Selbstkritisch sind sie nicht. Denn Opas Schnupfen ist schuld an der ganzen Sache. Und was kann ich dafür, dass mir so leicht schwindlig wird. Ich will ja auch nicht Dachdecker werden, sondern will später Tunnels bauen.

Übrigens, was da so gedonnert hat, habe ich erst am nächsten Tag herausbekommen. Es war die Rathausturmuh, die halb und dreiviertel geschlagen hat. Na, steht ihr mal neben so einem Riesending mit einer Posaune in der Hand, was ihr macht!



Ach, da kommt ja Fräulein Zweu.

«Ganz schön dunkel schon», sage ich.

«Bitte entschuldige vielmals, Alfons, aber es war eine so wichtige

Sitzung», sagte sie.

«Kenn ich», sage ich, «das erzählt Papa auch immer, wenn er abends nach zehn Uhr kommt. Aber Mama sagt, sie kann das auch nicht leiden.»

Da wird Fräulein Zweu ganz verlegen.

«Na ja», sage ich, «ist doch wahr.»

Sie blättert inzwischen in meinen Papieren, wo ich alles aufgeschrieben habe.

«Das machen wir», sagt sie noch einmal, lacht immerzu und klopft mir auf die Schulter. Dann gibt sie mir noch 50 Pfennig für die Rückfahrt, 20 Pfennig Fahrgeld und 30 für Limonade.

Erst als ich sie austrinke, die Brause – auf dem Bahnhof, fällt mir ein, dass ich wegen der ganzen Aufregung im Kinderbuchverlag und der Geschichtenschreiberei das Robinson-Preisrätsel immer noch in der Tasche habe. (Na ja, wenn ich an meine Erlebnisse erinnert werde, bin ich immer ganz durcheinander.)

Noch einmal gehe ich aber nicht dahin. Lieber verzichte ich auf mein Preisrätsel. Ich bin ein Pechvogel, wie?

Euer Alfons Zitterbacke
